

www.e-rara.ch

Scheffel's Leben und Dichten

Proelß, Johannes

Berlin, 1887

Zentralbibliothek Zürich

Shelf Mark: 43.366

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-74146>

X. Portum inveni.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

X.

Portum inveni.

„Still liegen und einsam sich sonnen,
Ist auch eine tapfere Kunst“.

Scheffel, „Frau Aventure“.

2

Portum inventi

The paper and ink are of the
same quality as the
original, and the
writing is in the
same hand as the
original.



„Wenn ich mein Leben frei gestalten könnte, würde ich ein abgeschiedenes Häuslein im Gebirg oder an einem See bewohnen und die Städte nur ausnahmsweise betreten. Hier habe ich Pflichten gegen einen Bruder, der nicht gehen kann; nur deswegen halte ich mich in nothdürftiger Verbindung mit Karlsruhe.“ Der in dieser (an Arnswald am 16. Februar 1863) gerichteten Klage hervortretende Zwiespalt wurde bestimmend für unseres Dichters weiteres Lebensschicksal. „Portum inveni“, „Ich habe den Hafen gefunden“, dies Wort hatte er als Genesender dem Landhause des befreundeten Arztes in Brestenberg zur Inschrift bestimmt und ein ähnliches Landhaus schwebte ihm vor als Hafen, in dem er endlich den ersehnten Frieden finden möge. Wir sehen nunmehr, so lange seine alten Eltern und dann weiter allein der Bruder seiner Theilnahme bedürftig sind, sein Leben getheilt zwischen dem Aufenthalt in solchem nach freier Dichterlaune gewählten Häuslein und bald kürzeren, bald längeren Aufenthalten in Karlsruhe. Wir sehen durch das viele Leben in freier schöner Natur seine Gesundheit mächtig erstarren und mit diesem Umschwung in seinem körperlichen Befinden auch seine krankhafte Menschen- und Städtescheu abnehmen; wir werden Zeugen, wie er nach einem ihm wohlthätigen längeren Aufenthalt im Gebirg unweit München auch in seiner von ihm zu pessimistisch beurtheilten

Vaterstadt wieder heimischer wird und daselbst Muth und Entschlußkraft findet, das Leben eines ihm Liebe entgegenbringenden und Liebe einflößenden Mädchens an das seine in ehelichem Bund zu fesseln. Aber das so begründete Glück geht — ach nur zu bald — wieder zu Grunde, und zwar wesentlich mit an jenem Zwiespalt, von welchem ihn erst spätere Jahre erlösen. Ohne an Karlsruhe durch Sohnespflichten fernerhin gefesselt zu sein, theilt er dann ein Leben von wenigstens äußerem Behagen zwischen dem einst so oft geslohenen Vaterhaus in der Karlsruher Stephaniensstraße und seiner stattlichen, selbstbebauten Besitzung zu Radolfszell am Bodensee, während dem sein Gemüth in der hingebenden Sorge für den einzigen, erfreulich heranwachsenden Sohn eine befriedigend-beglückende Aufgabe findet.

Als „Frau Aventure“ im Juni 1863 erschien, befand er sich bereits in einem solch' „abgeschiedenen Häuslein im Gebirg“. Der Brief, der das Widmungs-Exemplar für den Großherzog von Sachsen-Weimar begleitete (27. Juni 1863), trug den Poststempel „Pienzenau in Oberbayern“: „Ich schreibe diese Zeilen aus einem Dörflein am Fuße deutscher Alpen, wo ich, nachdem mir Gott wieder Kraft geschenkt, schwer unterbrochene Studien von Neuem aufzunehmen, in ländlich stiller Zurückgezogenheit meine Zeit zwischen gelehrter Arbeit und friedlicher Erholung in den Bergen theile. Dem städtischen und geselligen Leben bin ich physisch und geistig nahezu fremd geworden.“ Auf die Vollendung der beiden Romane „Meister Konrad“ und „Viola“ blieb noch lange sein Sinn gerichtet. Noch immer konnte er es nicht aufgeben, den aufgehäuften Notizen und Excerpten den poetischen Gehalt zu entringen: Frau Aventure, die „spröde Unholdin“, hatte immer noch Macht über ihn und es dauerte lange, ehe er bei der klaren Erkenntniß sich beruhigte, von welcher Berthold Auerbach uns in seinen Briefen an den Vetter Jakob (Frankf. 1884) berichtet hat: er habe ihm gestanden, daß er in das

geschichtliche Material wie in bodenlosen Sand eingesunken sei, während die Scenen und Bilder in der Phantasie sich als eingetrocknet erwiesen. Jetzt in Pienzenau aber glaubte er, den „bodenlosen Sand“ noch durchwaten zu können, um über ihn hinweg wieder in das blühende Land der Poesie zu gelangen. Doch schon am 16. Juli schrieb er seufzend an Dr. Barack, seinen Amtsnachfolger in Donaueschingen, von dem er sich Bücher erbat: „die germanistischen Studien haben etwas Labyrinthisches an sich und führen in finstere Wälder, aus denen der Rückweg mühsam zu finden ist. Ich stecke jetzt schon fünf Jahre lang darin und habe mein eigentliches Ziel noch in weiter Ferne stehen.“ Nach allem, was ich von dem umfangreichen Corso des Meister Konradus Romans erfahren konnte, hätte das vollendete Werk ein prächtiges Gegenstück zum „Ekkehard“ gegeben: vielfach dieselben Culturverhältnisse behandelnd, das dort gebotene Bild aber nach einer neuen Seite voll patriotisch-politischer Bezüge ergänzend.

Dafß er diesmal vor den schlimmen Folgen gänzlicher Vereinsamung bei angestrenzter Phantasiearbeit bewahrt blieb, dafür sorgte die Nähe Münchens und die große Zahl von ihm wahrhaft sympathischen Menschen, welche die lebenslustige Kunststadt an der Isar beherbergte und ihm zu Besuch oft herübersandte. Einer derselben, Ludwig Steub, hat nach des Dichters Tod in den Münchener „Neuesten Nachrichten“ (Jahrg. 1886, 21. Mai u. ff.) ausführlich über fröhliche Fest- und Wandertage berichtet, die er und andere Münchener Freunde Scheffel's, sei's als Gast bei dem Klausner oder auf Gebirgstouren mit demselben damals verbracht haben, und er fühlte sich dabei durch deren Verlauf berechtigt, diese Erinnerungen „Die schönen Tage von Pienzenau“ zu überschreiben. Er schildert diesen Ort als kleines, doch wohlgebautes Dorf, das in dem hügeligen Vorland liegt, welches von dem Ausfluß des Tegernsees, der Mangfall, dem großen Innstrom und der langen Kette der Voralpen

eingeschlossen ist. „Die volle Ansicht des Gebirges, das in alle Fenster schaut, ist ein besonderer Reiz dieser fruchtbaren Landschaft. Als ihr Hauptort ist der ansehnliche Markt, welchen wir Miesbach nennen, zu betrachten, und als eine sehr beliebte Labestätte gilt die auf dem Wege von Pienzenau nach Miesbach gelegene Wallenburg, ein altes Schloß mit einem berühmten Bräuhaus, Keller und Garten.

Zu Pienzenau nun hatte der Münchener Kunstschriststeller Dr. Ernst Förster, bekanntlich der Schwiegerjohn Jean Paul's, etliche Jahre zuvor sich ein kleines, aber niedliches Landhaus erbaut, das er wohl etliche Sommer schon mit seiner Familie selbst bewohnt hatte, das er aber dieses Jahr zu beziehen verhindert war und daher einmal auch an einen guten Freund ablassen konnte und wollte. Dies hatte Scheffel erfahren und für den Sommer das Häuslein gemiethet. Gleich bei seinem Einzuge am 4. Juni gaben ihm außer Förster noch Eichenhart, Felix Dahn und Steub das Geleit. „Ernst Förster“, erzählt dieser weiter, „war aber eine pathetische, vornehme Natur, die sich in den höheren Kreisen viel lieber bewegte, als unter den Miesbacher Bauern. Diese zu gewinnen, gab er sich wenig Mühe; vielleicht, daß er dann und wann im „Unverweiß“ auch angestochen hatte; jedenfalls war schon lange bemerkt worden, daß der Brunnen am Pienzenauer Häuschen nicht mehr laufe, so daß man das Wasser vom nächsten holen mußte. Freund Scheffel fragte mich nun so beiläufig, ob und was er thun solle, um sich die Nachbarn-leute günstig zu stimmen. Da lädst du, sagte ich ihm, auf nächsten Sonntag alle Familienväter der Nachbarschaft mit ihren Weibern, erwachsenen Söhnen und Töchtern ein, setzest dich mit ihnen zu Tisch, gibst ihnen ein „Faßl Bier“, Brod, Käse und Cigarren, hältst eine gemüthliche Ansprache und die günstige Stimmung wird nicht ausbleiben. So geschah's auch und das Faßl war noch nicht ganz geleert, als der Brunnen, der so lange verstopft gewesen, wieder sprudelnd zu laufen

begann. Da das stille Thalham auf der Eisenbahn in ein paar Stunden zu erreichen ist, so wurde die Verbindung jetzt ziemlich lebhaft. Man konnte am Samstag Abends fortfahren, den Sonntag im Gebirg zubringen und am Montag wieder in München sein. Unser Dichter hielt zwar bekanntlich nicht viel auf die große Welt, aber seine engeren Freunde sah er immer gern bei sich. So erzählt denn mein Tagebuch im selben Jahre von einem stattlichen Ausflug, den wir auf Peter und Paul vollbrachten. Ich hatte meinem Freunde die Station Thalham als Stelldichein vorgeschlagen und er diesen Vorschlag auch bereitwillig angenommen. Aber da kamen noch, und zwar nicht unwillkommen, der freiherr Robert von Hornstein, großherzoglich badischer Grundherr, ein bekannter und beliebter Tondichter, der in München wohnt, August Vischer, der Maler, der jetzt großherzoglicher Hofmaler zu Karlsruhe ist, und Andere dazu. Dann wanderten wir nach Schliers (am Schliersee), um dort über Nacht zu bleiben und am andern Tag über den blauen See in's liebeliche Thal von Bayrisch-Zell einzudringen. Von da ging's auf den Berg hinauf, der nur im Anfang etwas steil ansteigt, dann aber, wenn die erste Stunde erklettert ist, sich in sanftem Abhange drei Stunden lang nach Audorf hinunter senkt. Die Audorfer Alm ist wohl der anmuthigste, schönste und gemächlichste Pfad der bayrischen Alpen!"

Doch es ist uns aus Gründen des Raumes versagt, die natur- und landeskundigen Wanderer auf dieser wie auf anderen Fahrten in's bayerische und tirolische Alpengebirge des weiteren zu begleiten, z. B. auf jener am 8. September von Scheffel mit Steub, Aug. Vischer, Maler Klose aus Karlsruhe und A. Nuttenthaler aus Leipzig unternommenen Fußreise über Tölz in die Jachenau und zum Walchensee, bei welcher auf dem Rückweg Benediktbeuern, die Heimath seines Lieblingsbuchs, der Carmina burana, von ihnen berührt ward und deren Schilderung Steub veranlaßt, besonders hervor-

zuheben, wie gut sich Scheffel stets mit den eigentlichen Bauern zu stellen und zu unterhalten verstanden habe, während er vor jeder Berührung mit den Stammtischen kleinstädtischer Honoratioren eine geradezu unüberwindliche Scheu empfunden habe. Ebenso bemerkt Steub nach Erwähnung eines Besuchs beim Aistnerbauern: „Nach solchen Begegnungen wie hier oder mit dem Müller am Joch oder mit den Jachenauern schien mein Freund immer etwas aufgeregter und sprach gerne von dem Bauernstande und seinem reichbesaiteten Leben, das er viel anziehender und glücklicher fand, als eine langweilige, klanglose Vornehmheit.“ Es war diese Hinneigung zum bäuerlich-ländlichen Leben nicht bloß jene vielgetheilte, mehr ästhetische Freude des Kulturmenschen an der gelegentlichen Berührung mit den einfachen Sitten des Landlebens, die ihm die Fesseln der Convenienz abzustreifen gestattet, seine Hinneigung — von Klein auf in ihm vorhanden — war von intensiverer Art, als ob das Blut der auf dem Lande sesshaften Vorfahren bei solcher Berührung sich regte. Wenn er das bekannte „Beatus ille“ des Horaz citirte, den Vers aus den „Epoden“ „Glücklich der, welcher fern von den Geschäften, wie das alte Geschlecht der Menschen, vom Vater ererbten Boden mit eigenen Rindern pflügt“, so legte er den Nachdruck jetzt nicht mehr auf das „fern von den Geschäften“, sondern auf den Grundgedanken des seltener citirten Nachsatzes. Die romantische Vorliebe für das Landleben war in ihm zu einem sehr realistischen Bedürfniß geworden und so kommt es, daß das spätere Leben Scheffel's nicht mehr von einem Dichter handelt, den die Sehnsucht nach ländlicher Zurückgezogenheit die Eyer stimmt, sondern Unternehmungen zum Mittelpunkt hat, welche jene Sehnsucht in durchaus praktischer Weise in Thaten umsetzt: sobald er sich dazu in der Lage sieht, erwirbt er sich eigenen Grund und Boden, auf dem er sich als kluger Landwirth und geschäftskundiger Gutsherr bewährt.

Aber so sehr dieser Landaufenthalt in Pienzenau diesen

Uebergang förderte, der, wie wir zeigen werden, für Scheffel's Gesundheit sehr zuträglich, für sein inneres Lebensglück aber verhängnißvoll wurde, so trug er andererseits durch den Verkehr mit den Münchener Freunden doch zunächst auch dazu bei, Scheffel den Lebensbedingungen des modernen städtischen Gesellschaftslebens wieder zu nähern und von seiner krankhaften Menschenfurcht allmählich zu befreien. Ein für dies Uebergangsstadium charakteristisches Fest, das Scheffel am 15. August in schöner Alpennatur in einer größeren Gesellschaft von Münchern beging, wird von Steub ausführlich geschildert. Es galt der Einweihung eines kleinen Gasthauses auf der Straße zwischen Audorf und Bayrisch Zell, der Aschau des Schweinsteigers. „Um die Benamung ersucht zu werden, hatte ich die Ehre und schlug „Zum feurigen Tatzelwurm“ vor; den Schild hatte bei der Peter- und Paulifahrt Herr Hofmaler A. Vischer übernommen und als werthvolles Geschenk auf mächtiger Metallplatte ein großartiges Drachenbild hergestellt, das unseren Ahnungen von diesem räthselhaften Geschöpfe vollkommen entsprach. Der Schweinsteiger selbst hatte die Eröffnung und Einweihung auch seinerseits vorbereitet, indem er mit seinen Buben eine ausreichende Zahl von Tischen und Bänken aufgestellt, Wimpel und Flaggen an die Bäume geheftet, viel löbliches Getränke und angenehme Speisen in dem märchenhaften Haine aufgelegt hatte. Und so war denn der Tag Mariä Himmelfahrt gekommen, auch ein „liebliches Fest“, auf das sich, wie unsere Landleute sagen, alle Kräuter freuen, an dem die Blumen am schönsten blühen. Und unter dem Schatten und vor den Thüren des feurigen Tatzelwurms kamen mancherlei schöne Seelen zusammen, die den Tag in unschuldiger Heiterkeit auf diesen weitausschauenden Höhen im Angesicht des wilden Kaisers verbringen wollten.“ Steub zählt u. a. auf: den damaligen Münchener Hofopernsänger Joh. Allfeld, den Baumeister Rud. Gottgetreu, den Dichter Wilh. Herz, den Baurath Ludw. Lange aus Darmstadt und

dessen Sohn Emil, der jetzt Direktor der Münchener Kunstgewerbeschule ist; den excentrischen, aber wahrhaft genialen Dichter Ludw. Leuthold, den Chemiker Seekamp, den schon genannten Maler Aug. Vischer, die Politiker Josef Völk und Ludw. Fischer, den Silberschmied Weishaupt; auch an Damen fehlte es nicht der heiteren Festversammlung. „Nachdem diese ganze Gesellschaft sich in dem Hain behaglich eingerichtet und die ersten Erfrischungen zu sich genommen hatte, trat Herr Allfeld auf und begann mit seiner wohlklingenden und kräftigen Bassstimme das Festlied, welches unser Scheffel für die heutige Feier verfaßt hatte, ein Gedicht voll heiteren Humors, in dessen Refrain alle Kehlen, die des starken wie die des zarten Geschlechts, lustig einstimmten. Das Gedicht steht jetzt als „der Tagelwurm“ unter den „Naturwissenschaftlichen“ des Gaudeamus. So hatte denn unser Dichter zum heutigen Feste seinen Beitrag redlich geliefert, nur wünschte man allgemein, daß er noch ein bischen mehr thun sollte. Die Damen insbesondere meinten, nachdem Er eben dem Meerdrachen zu Bantth, den Ichthyosauriern, dem Megatherium und heute auch schon dem Tagelwurm metrisch so viele Ehre erwiesen und so tief in ihr Wesen eingedrungen sei, so wäre wohl zu erwarten, daß er auch in belehrender Prosa recht viel wissenschaftliches über unser heutiges Festthier beibringen werde, allein davon wollte der Dichter, wie schon angedeutet, nichts hören; die Zumuthung schien ihm fast lästig, er verschwand aus unserer Mitte und wurde später in einer etwas entfernten, aber schattigen Buchenlaube gesehen, wo er sich mit seinem Freunde August Vischer zusammengesetzt hatte.“

Auch Häuffer erschien in Pienzenau als Gast; denn die Freundschaft zwischen ihm und dem Dichter war weder dadurch getrübt worden, daß Scheffel unter Berufung auf seinen großdeutschen Standpunkt den Bestrebungen des Nationalvereins ablehnend gegenüberstand, noch durch die Anwandlungen von Mißtrauen selbst gegen die „engeren“ Freunde in

dem der Katastrophe von Liestal folgendem Jahre. Es war schon Oktober, als Häusser in seiner Eigenschaft eines Mitgliedes der Historischen Kommission nach München kam, aber das rauhe Herbstwetter hielt ihn nicht ab, mit Förster, Steub und Vischer einen „Einfall“ beim Siedler von Pienzenau zu unternehmen. Wenn Häusser und Scheffel zusammen kamen, da war auch der fröhliche Genius „loci Heidelbergi“ mitten unter ihnen. Von dem Mittagmahl, das Scheffel seinen Gästen bei sich bot, sagt Steub: „Es war ein kleines Satyrspiel nach Art des „Engeren“, das deutlich zeigte, daß wir andern, den witzigen Häusser eingeschlossen, in Pienzenau auf nichts als Schimpf und Scherz ausgingen, wogegen allerdings Ernst Förster sich allmählich und pathetisch beklagte, daß sich diese Gesellschaft nicht über würdigere Fragen zu unterhalten wisse, worin er seinerseits wohl recht hatte. Unsere Antwort war aber, daß wir zu München an seinem Tische alle wichtigen Fragen des Tages: Friederike von Seseenheim, des Don Carlos wahre Gemüthsart, Wallenstein's Verhängniß, die Bemalung der griechischen Statuen, den wiederhergestellten Bundestag und die deutsche Zukunft gern und würdig zu behandeln suchen würden, daß wir aber in Pienzenau, in unserem Paradies, lediglich Naturkinder sein und Alles vergessen wollten, was wir unten in unseren schweren Köpfen herumtragen müßten. Diese Erörterungen wurden mit größter Bonhommie gepflogen und verliefen nicht ohne homerisches Gelächter.“ Und weiter erzählt Steub: „Wir waren aber schon tief in den November vorgerückt, als der Einsiedler von Pienzenau ein Sendschreiben erließ und mich aufforderte, mit einer kleinen Auslese der „Tafelwürmer“ noch einmal vor seinem Angesicht zu erscheinen. Professor Häusser, der so vergeltungsüchtig war, hatte nämlich sechs Flaschen des edelsten Weines gesendet und um diese ihrer Bestimmung zuzuführen, seien wir nicht allein berufen, sondern auch auserwählt. Einige Flaschen nahmen wir noch von München aus mit und so gab es denn bei reichlichem Mahle auch

genügendes Getränk und große Heiterkeit". Ueber den Verlauf aber soll uns Scheffel selber berichten. Das letzte Aftenstück, das sich im Archiv des Engeren in Heidelberg noch vorfand, hat diese Weinprobe zum Gegenstand. Sie ist in meisterlichem Mönchslatein mit vielem Humor abgefaßt und wenn ihr Umfang — 14 Quartseiten — uns auch verbietet, die launige Epistel vollinhaltlich hier wiederzugeben, so ist sie als Zeichen der gesundenden Stimmung des Meister Josephus doch wichtig genug, um uns zu veranlassen, den größeren Theil derselben hier mitzutheilen.

„Lectione facta reponendum ad Archivium majus secretum des
E. A. z. H.

Bacche, benevenies
gratus et optatus
per quem noster animus
sit laetificatus.

Carm. bur. 178.

Noverint universi tam presentes quam futuri et specialiter amicorum ille coetus angustior qui in litoribus Nikkari florescit, qualiter ego Josephus Victor Scheffel, acceptis literis ex Heidelberga annunciantibus cistulam Vini musealis, subito convocavi in diem Stae Caeciliae qui est vigesimus secundus mensis Novembris, aliquot viros strenuos, fideles, ad huiusmodi negotia exercitiores, in mansionem meam quae stat iuxta decursum fluvii Mangfall, in Augia Penzonis, in pagis Haberfeldariorum, in Bavaria Superiori. At non sine magna animi tribulacione adventum illorum expectabam: jam enim adfuit dies vigesimus Novembris, defuit vinum. Et valde coepi timere, ne suave nectaris aroma cistam penetrans innata dulcedine accisorum, inspectorum, controllorum seu revisorum acutiores nasos ita attigerit, ut in ipsa pertractatione telonearia* vinum exhaustum perierit.

Fefellit suspicio. In crepusculo vigesimi primi Novembris incolumem accepi cistam, die undecimo eiusdem mensis Heidelbergae rite expeditam, itinere X. dierum feliciter peracto. Ex tunc cuncta in bonum versa.

* . . . vollständigen Behandlung . . .

Procuraveram a venatore quodam leporem crassum cui adiunxi insalatam copiosam ornatissimam, procuraveram duas anetras pinguiores cum Sauerkrauto stabat convivium! Et in ipso die Stae Caeciliae circa horam meridianam advenerunt ex urbe capitali Monacensi qui citati erant:

Robertus baro de Hornstein hegaviensis, musicus et compositor nuper apud Viennenses laudatus, vini rhenani peritus quippe ipse vinearum in pago Ringowe apud Vvinkel possessor cultor.

H. W. Allfeld, cantor bassista, longa insignitus barba nigra, vir altus, aspectu ferox, fere terribilis.

M. Vischer, dictus „Obervischer“, Ducis Badorum inter pictores aulicos, cuius opus excellentissimum, draconem ignivomum Tazzelwurm admirantur, quicumque in confinio montis Wendelstein tabernam alpinam visitant Schweinsteigeri.

Caesar Mezz Francofurtensis, pictor egregius, vinum gustare apud Italos edoctus, homo seriusus, sodalium optimus, quippe semper in silentio.

Ludovicus Steub, advocatus regius, notarius, ethnographus et philologus, cauponariorum per universam Bavariam alpinam terror atque flagellum.

Laetus igitur conviviarum numerus: musici duo, pictores duo, doctores et poetae duo.

Incipit prandium. Producuntur secundum ordinem flascones. Et in illo qui dicitur „Kutscherwein“ bibbamus salutem stratae ferratae, quae tanta celeritate cistam transmisit, ut Kutscherarius honestus eodem temporis spacio ter quaterque idem confecisset iter.

Burgundicum Mortenawiense coloris rubri invenimus aliquantulum obfuscatum, quasi de nimis longo itinere indignatum, fessum concussionis labore.

Cum lepore montano appositus est transrhenanus ille „Herxheimer“ et gratus exhibat odor e scyphis et vidi Caesarem Mezz pictorem capite annuentem, quamvis nihil elocutum. Sed quia eundem eodem modo capite annuentem videram in Italia, quando in osteria apud pontem mollem oleum amovebat de superficie Orvietani, cognovi quod taciturno hoc gestu multum erat dictum.

Re vera vinum illud habet succum et nervos, et characterem ut ita dicam probum atque virilem, — potus venatorum cuius si advexissent secum carratam heroës Wormacienses venaturi in Otenwalt, dubito an Hagano unquam funestum scelus perpetrasset.

Sed in lugenda ista venatione abduxerant pincernae vini copiam in Spechtshart — et qui potu honestiori privatus aquam fontanam silvaticam haurire cogitur, ut optimum percutiat amicum facile potest exasperari . . .

Iam mutata sunt pocula; quae apponuntur viridi splendent colore. Et post anetras consumtum Numero 35. de monte Ruperti, vinum quasi virginale — lyricum — Joniae instar melodiae — in serie vinorum sicuti viola in serie florum. Et sicuti puella peregrina, de qua Schillerus: „vix aderat, evanuit.“

Iam enim validius inceperunt bibere!

Nec minori cum celeritate, dulcissimi instar somnii evanuit Deidesheimensis ille 58ger de Langenmorgen, vix tantillum comoratus temporis ut consentientibus cunctis titulo „Archi-vini seu Archi-unguenti cantorum“ qualificari possit et honorari.

Assurexit cum illo Ludovicus Steub, discursum pronuncians disertum et elegantem de amicis Heidelbergensibus et de amicissimo illorum praesidenti, sine cuius adiuvamine et succursu materiali — (triste quidem, aiebat orator, triste id, sed mihi haud flebile humanae naturae testimonium . . .) — nunquam hodie concio tam laudabilis fuisset celebrata. Et generali cum applausu et plena libatione bibebamus illius et cunctorum qui in museo angustius convenire solent, ut per longum vivant annorum circulum, salutem.

. . . . Iam erat tempus occidentis solis, iam, quod appellatur „Dessert“ omnino deletum et vinum iusta flasconum progressionem secundum proverbium „auf den Mann ayn Vogel“ rite exhaustum. His itaque optime peractis cogitavi hospites invitare in aliam cameram, ut transiremus ad Caféum.

At Mehercle! nesciebam ego, quae sit sinceri huiusmodi vini rhenani vis atque virtus in hominibus et ad quasnam fertiles et inopinatas cogitationes adducere istud valeat animos sapientum!

Ecce hospites, tanquam aegre ferentes, murmurant . . susurrant . . coniuratoribus similes de loco sese cessuros negant.

Excusationem profero, comessionem declarans finitam . .

exit cantor bassista torva facie . . brevi post revertitur, magnum portans nescio quid sub mantello . . malleum postulat et beisszangam: ecce, nebulones isti inscio me attulerant aliam cistam repletam vinis pretiosis, et attulerant enormem quantitatem Caviari, et dissuadenti mihi, ne illum qui in introductionem convivii ad acuendos appetitus gratissimus, iam in fine quasi inutilem dissiparent, responderunt: iam non videmus finem, e contrario, de novo incipitur“

. . . „Et exhibit clamor magnus inter rusticos et rusticas, nam cantor bassista cantilenam de vermi Tazzelwurm tubali et infernali voce intonabat et baro Hegaviensis egressus in domum vicinam citharam arripuit et puellam iuvenem venustam quam introire rogavit ad nos, collocans eam ad latus magistri Ludovici qui tanquam patriarcha edoceri studuit ab illa de cantu rustico, quem dicunt „schnaderhupf“, de chorea rustica quam dicunt „schuhplattl'n“ et de mysterio rustico quod dicunt „haberfeldtreib'n“.

Sed de haberfeld ista nihil prodere volebat, schnaderhüpfel vero multas cantitabat, neque omnes sapphicas, imo complures fortiolem exodorantes tabaccum.

Prolongato in hunc modum convivio supra octavam horam noctis feroces hosce hospites ad pernoctandum invitavi, non sine gaudio vetulae ministrae meae, quacum pictor aulicus de Chronometris plura amoene et sagaciter pertractabat. At magister Ludovicus, a gubernio, ut diem lunae caeruleum sibi redderet, minime licentiatus timensque ne stratae ferratae primum decursum praetermitteret, receptui cecinit, sub ficticio praetextu, necessarium sibi fore ut amicum pharmacopolam in Miesbach repeteret, nuncupatum Kutterer, per quem, tanquam sapientissimum huius pagi, certior fieret de mysteriosa et perantiqua origine haberfeldariorum.

Et inlaescente luna cuncti descendimus per abyssos fluvii Mangfall, hospitium dictum Waizingerbräu in Miesbach magna alacritate, non sine cantu, repetentes.

Sed quomodo advenimus, taceo. Neque magister Ludovicus de haberfeldariis in illa nocte per sodalem Miesbacensem clariorem notitiam nactus est.

Ego vero qui hanc cartam scripsi et subscripsi, in sequenti quoque die, cuius varios exponere labores longum foret, sine ulla

gutturis siccitate cum amicis feliciter peracto, memorabilia haec in vicem instrumenti publici fideliter notavi, ut Angustiori Heidelbergensi et reverendissimo illius Praesidenti gratias agam de signis amicitiae et testimonium reddatur de hilarantibus et saluberrimis vinorum musealium effectibus.

Datum et anuli mei impressione confirmatum in scriptorio ad Augiam Penzonis, anno domini M.D.CCC.LXIII. regnantis vero in Schleswigholstein - Lauenburg ducis Friderici VIII, mense primo, 25 Novemb.

Josephus Victor Scheffel."

Vom „Engeren“ selber aber ist zu melden, daß seine Blüthezeit, der Scheffel's „feuchtfrohliche“ Poesie, Häusser's satirischer Humor und Schmezer's und Knapp's Vortragskünste den Ton gaben, seit dem Tode des Letzteren vorüber war. Man hielt wohl noch die Tradition in Ehren; aber der besondere einst hier allein emporgediehene Humor war inzwischen durch Scheffel's Lieder, die nun in der mannichfaltigsten Weise Verbreitung fanden, Eigenthum aller deutschen Mäusenöhne von Empfänglichkeit für denselben geworden, während sie für die Sodalen des „Engeren“ die Erinnerung an vergangene Zeiten verkörperten. Es war denn auch in jenen Herbsttagen an die Stelle der Empfindungen, die Scheffel früher immer wieder nach Heidelberg getrieben, um sich zu neuer Poetensfahrt aufzufrischen, das Verlangen nach Sefthastigkeit des Daseins seinem Bewußtsein immer vertrauter geworden. Er trennte sich nur schwer von der stillen behaglichen Klausen zu Pienzenau, aber zu Hause durfte er länger nicht fehlen. Am 16. Dezember reiste er zurück nach Karlsruhe, wo er mit Sehnsucht erwartet wurde. Jubelte die Mutter, die sich inzwischen über sein langes Ausbleiben, mehr als sie merken ließ, geämt hatte, schon bei seinem Anblick auf, als er in die Thüre trat, „sehr wohl aussehend und breitschultrig wie ein bayrischer Bauer“ — wie groß mußte erst die Freude werden, der sie

sich bald danach — endlich, endlich! — ungetrübt hingeben durfte, als sich ihr Joseph, dem sie zu Weihnachten ein neuangebautes Gartenzimmer bescheert hatte, in dem nun folgenden Winter mit einer jungen Dame verlobte, die ihr wie dem alten Herrn Major schon seit mehreren Jahren eine der sympathischsten Erscheinungen in ihrem Umgangskreise gewesen war. Fräulein Caroline von Malzen, die Tochter des damaligen bayerischen Gesandten zu Karlsruhe, Freiherrn von Malzen, verkehrte schon seit einigen Jahren in Scheffel's Elternhaus und so oft er selber in die Lage gekommen war, ihr zu begegnen, hatte ihr Wesen ihn nicht minder sympathisch berührt wie die Eltern. Es ist behauptet worden, die Verlobung sei von der Mutter, die gleich ihrem Mann auf Grund von ärztlichen Aussprüchen davon durchdrungen war, daß erst eine glückliche Ehe Joseph völlig von seinem Gemüthsleiden befreien werde, „zusammengeredet“ worden; wer Scheffel's Wesen einigermaßen begriffen hat, wird wohl von vornherein von der Unrichtigkeit dieser Meinung überzeugt sein. Es war Neigung, und zwar auf beiden Seiten durch vorher erlebte Enttäuschungen gefestete Liebe, was die Herzen zu einander führte. Und es fehlte wahrlich nicht an besonderen Fähigkeiten, um die gegenseitige Sympathie zur Liebe erstarken zu machen. In derselben Gegend der oberbayerischen Vorberge, in welcher der Dichter eben erst so viel erfreuliche Stärkung an Leib und Seele erfahren, war auch sie gar wohl bekannt. Sie selbst war eine Bayerin und in den Münchner Beziehungen vollständig zu Haus, durch welche der träumerische weltflüchtige Poet nunmehr der städtischen Geselligkeit wieder zugeführt erschien. Dann aber war ein erquickliches Ereigniß in des Dichters Laufbahn ebenso sehr geeignet, sein Selbstvertrauen zu beschwingen, wie seine Launen und Eigenheiten in verklärende vortheilhafte Beleuchtung zu rücken: die langsam aufgesproßte Saat seines Dichterruhms brachte dem Autor der „Frau Aventure“ jetzt eine reiche Ernte. „Die deutsche Welt“,

schrieb er in dem folgenden Sommer befriedigt an Arnswald, „hat ihr (der „Frau Aventure“) seit Jahresfrist eine kaum erwartete freundliche Aufnahme bereitet. . eine vollgehäufte Mappe von geschriebenen und gedruckten Zeugnissen wird Ihnen einst Unterhaltung gewähren, wenn ich sie öffne. . in Karlsruhe, München, Nürnberg und in der Schweiz sind Vorlesungen darüber gehalten worden 2c.“ In seiner Vaterstadt war es namentlich die Künstlerkolonie, die seit der Berufung von Schirmer (1854), Karl Friedr. Lessing (1858) und eben erst wieder von Fedor Diez (1862) einen wachsenden Aufschwung genommen hatte, welche es in die Hand nahm, den Dichter als Sohn seiner Vaterstadt zu feiern; aber die Theilnahme war eine allgemeine. Im Herbste vorher hatte auf der Wartburg ein glänzendes Künstlerfest stattgefunden, welches der Großherzog von Sachsen der in Weimar tagenden deutschen Kunstgenossenschaft gab und Scheffel hatte das Festlied dazu gedichtet. Dieser Zwischenfall hatte die Theilnahme der Karlsruher Künstler für den Dichter gesteigert. Am 22. Februar 1864 schrieb die Mutter an den leider viel fränkclnden Kommandanten:

„Verehrter Freund! Da die Frau Aventure dem Joseph auf der Wartburg zuerst erschien, muß ich Ihnen doch erzählen, was ich in Betreff dieser wunderlichen Frau vorgestern Abend erlebte. Anfangs dieses Winters that sich hier eine Gesellschaft von Künstlerfamilien und Kunstfreunden zusammen, um alle vierzehn Tag eine heitere Zusammenkunft zu halten, und sich aus dem Gebiete der Poesie, Musik oder der dramatischen Kunst etwas vorzuführen. Diez Lessing, Schrödter — à la tête. Auch wir wurden dringend zum Beitritt aufgefordert, da aber Joseph wie immer ablehnte, war für mich auch keinerlei Motiv, anzunehmen, da ich in große Gesellschaften überhaupt nicht gehe. Nun bekamen wir dennoch vorgestern eine Einladung, lebende Bilder dort zu sehen — aus der Aventure. Meine Herren waren wieder nicht vom Fleck zu bringen. Ich aber ging hin theils aus Rücksicht gegen die Freundlichkeit der Gesellschaft, theils aus Interesse an der Sache selbst. Nun aber, kaum eingetreten,

werden mir von allen Seiten Dinge über die Aventure gesagt, die mich ganz verwirren — ich war nur froh, daß der Salon, der Bilder wegen, finster war — ich hatte in jüngster Zeit zu Hause wohl vielerlei Derartiges von unseren Freunden vernommen, daß aber die Aventure hier solchermaßen Leben und Gestalt angenommen — daß sie das Schooßkind aller poetischen Gemüther geworden und gleichsam nun die 10. Muse ist — das wußt ich nicht, auch ahnt ich nicht, was der Abend bringen würde, als Diez einen Katheder bestieg, glaubte ich, er werde uns irgend eine begleitende oder erläuternde Strophe lesen. Aber was geschah, er hielt einen großen umfassenden Vortrag über die Aventure und vollbrachte mit hinreißender Redekunst eine Verherrlichung derselben und Josephs, daß die tiefsten Grundwellen meiner Seele aufgestürmt wurden. Es ging über alle Vorstellung — auch weit über das billige Maß hinaus. Ich kann Ihnen nicht alles sagen — es war zu viel — zu viel — mir schwanden fast die Sinne. Ich, die ich bey den Geburtswehen dieser Lieder so viel mitgelitten, dachte nicht, einmal solche Dinge zu erleben. Ich mußte weinen und zwar so heftig, daß ich nur zu ringen und zu kämpfen hatte, um nicht in lautes Schluchzen auszubrechen, die Thränenbäche sah zum Glück Niemand in der Dunkelheit. Nun rollte der Vorhang auf und zeigte Wolfram von Eschenbach, wie er den Parzival translatirt — die schöne helfende Französin — die Schreiber im Grase. Dann kam der Papegan, von einem sehr schönen Mädchen allerliebft dargestellt. Dann kam eine Gruppe fahrender Schüler. Und endlich die Frau Aventure selber, wie sie den Osterdinger wieder hinauslockt. Die Zwischenzeit füllte Diez stets mit Vorlesung der Lieder und Erläuterungen. Besonders ergreifend las er das „In wilden Bergen“ und das „Daheim“. Seine älteste Tochter ein sehr interessantes Mädchen, stellte selbst die Aventure dar, mit vieler Anmuth und einem geistigen Ausdruck, der meinem Ideal der schönen Unholdin ganz entsprach. Ich glihte vor Aufregung — und entschlüpfte so schnell als möglich, um daheim, in meiner stillen Zelle, mich wieder zu fassen und Joseph zu erzählen. Es fiel in Diez's Vortrag auch manches schöne herrliche Wort über die Wartburg, über ihre Vergangenheit und Gegenwart. Seit diesem Abend ist das Buch in aller Munde . . es ist ein wunderbar Treiben — ich könnte Ihnen seltsame Dinge noch erzählen, welche die Zauberin

Aventiure angerichtet, aber man muß ihr auch ihre Geheimnisse lassen. Ich bin noch ganz von Freude erfüllt, aber glauben Sie nicht lieber Freund, daß diese Freude „befriedigte Eitelkeit“ heißt, wie es nach diesem langen Brief fast scheinen könnte. Ich fühle mich im Gegentheil bescheidener und demüthiger als sonst. Aber dieser Abend hat einen Wendepunkt in Josephs ganzer Anschauung seiner Vaterstadt hervorgebracht, ihn wieder mehr der versäumten Heimath genähert.“

Das Geheimniß Frau Aventiurens, welches die Mutter ihr noch überlassen mußte, war das sich damals festende Herzensverhältniß zwischen ihrem Sohn und der jungen Aristokratin, deren Neigung er sich also als Dichter siegreich ersungen hatte, wie er es einst in sonnigen Jugendtagen ähnlich als Schicksal seines Werner Kirchhof geschildert. Es ist natürlich, daß auch diese Aehnlichkeit dazu beitrug, das nun endlich dem unsteten Dichter tagende Liebesglück mit dem Schimmer der Poesie zu verklären. Nach einem Briefe der Mutter hatte die Annäherung bereits kurz nach Josephs Heimkehr aus Pienzenau stattgefunden. Aber erst am 2. August durfte sie ihrem Herzen Luft und die Verlobung bekannt machen. — Nun schrieb sie voll Seligkeit an den Freund:

„Hören Sie nun, lieber Freund, und theilen Sie unsere Freude! Joseph ist verlobt — er hat ein Herz gewonnen, das ihn mit seltener Hingebung liebt, das ihm mit Freude und Lust die größten Opfer bringt und seine Liebe über Alles stellt. Seine Braut ist Karoline von Malzen — die einzige Tochter des alten Freiherrn von Malzen, der seit neun Jahren als bayerischer Gesandter hier wohnt. Sie giebt also Verhältnisse auf und eine Lebensweise, die Joseph ihr nicht bieten kann — aber die Beiden lieben sich so unendlich, daß Alles andere ganz untergeordnet erscheint. Der Vater natürlich dachte anders und es war sehr zweifelhaft, ob er seine Einwilligung geben werde. Doch er that, was wir ihm nie genug danken können. Hätte er seine väterliche Gewalt dieser Liebe entgegengestellt, so hätten wir jetzt zwei sehr unglückliche Menschen, während jetzt Freude und Dank zu Gott und seiner gnädigen Lenkung in allen Herzen waltet. Sie werden fragen, wie das so gekommen, wo sich

die Beiden gefunden. Bei uns selbst, verehrter lieber Freund. Seit unsre Karoline hier wohnt, kam sie zu uns — erst selten, dann immer mehr und mehr — ihre Erscheinung verbreitete immer großes Vergnügen im Hause, da sie in der That von seltener Anmuth und Liebenswürdigkeit und von seinem flugen Geiste ist. Joseph betrachtete sie als ein Ideal reizender Weiblichkeit, Papa Scheffel behauptet, er sei schon vor seinem Sohn verliebt in sie gewesen. Ungefähr ebenso zeigte sich Herr von Malzen für Joseph eingenommen, lobte ihn und lud ihn ein. An Heirath dachte niemand. Diesen Winter begann die Liebe aufzublühen. Wir erschrafen schier und hofften wenig. Aber bald sah der alte Herr ein, daß das ganze Lebensglück seines Kindes davon abhängen — und er gab seine Einwilligung, knüpfte aber die Bedingung daran, daß wir bis zum August, in welchem Monat auch die Trauung stattfinden sollte, gegen Jedermann es als ein tiefes Geheimniß bewahren mögen. Wie ritterlich wir dies Versprechen hielten, wissen Sie jetzt theurer Freund. Es hat mich unendliche Selbstüberwindung gekostet, es Ihnen nicht zu sagen.“

Die Geheimhaltung war um so leichter, als die beiden Brautleute in der Lage waren, bald nach Erwachen des Frühlinges ihr junges Glück aus „der Laurer Unholdschaar“ in die Heimlichkeit der geliebten Gebirgswelt zu tragen. Scheffel hatte beim Abscheiden von Pienzenau das Landhaus Förster's auch für das nächste Jahr gemiethet und einige Zeit nach seiner Uebersiedelung folgte auch seine Braut der Einladung einer ihr befreundeten Familie nach dem benachbarten Wallenburg im Thale der Mangfall. Das mögen glückliche Tage gewesen sein, die dieser Lenz des Jahres 64 dem vielgeprüften Dichter bescheerte.

Als am 22. August dann in Karlsruhe im Hause der Braut die Hochzeit gefeiert wurde, strahlte der erst wenige Tage vorher zurückgekehrte Bräutigam, wie seine Mutter schrieb, vor innerer Wonne, daß man ihn kaum wieder erkannte. Sein Freund Schwanitz, der ihn kurz vor der Hochzeit besuchte, fand ihn „hochbeglückt und einer rosigen Zukunft entgegensehend.“ Die gleiche Liebe zur schönen Natur und zum Genuß

derselben in frischer Wanderung theilte die Braut mit dem Dichter und es hatte nach den Briefen der Frau Majorin ganz ihrem eigenen Geschmacke entsprochen, als dieser den Plan faßte, den jungen Hausstand in dem schön gelegenen Landhaus zu Seon am Halwylser See zu begründen, in welchem er sich vor zwei Jahren so wohl befunden. Die Hochzeitsreise führte sie nach den italienischen Seen. „Wie zwei gute Kameraden zogen sie, meist zu Fuß wandernd, über den Splügen. In Lugano nahmen sie längeren Aufenthalt.“ Und die Nachrichten, die nach der Rückkehr in die Schweiz aus dem Häuslein am Halwylser See zu den glücklichen Alten in des Dichters Vaterhaus drangen, waren zunächst nur geeignet, deren Glück noch zu steigern, welches allein dadurch geschmälert wurde, daß der aufblühende Hausstand nicht in Karlsruhe, sondern in Seon war. Die Mutter schrieb über die Ansiedelung:

„Schon im Sommer miethete Joseph dort das Haus eines Freundes, der auch Dichter ist und dasselbe mit seinem idyllischen Sinn auf einen Hügel gebaut — der Mann ist aber zugleich Oberrichter des Kantons und sollte in Aarau wohnen. Als er nun Joseph ein Haus suchen wußte, bot er es ihm zur Miethe an, und es ward angenommen. Erst im November konnte es bezogen werden, unterdessen waren sie auf der Reise und dann am schönen Halwylsersee bey Erismann. Das Seon liegt so nahe, daß Joseph von dort aus die Einrichtung betreiben konnte, was er denn auch mit so viel persönlicher Geschäftigkeit that, daß wir uns nicht genug wundern konnten. Als umsichtiger thätiger, für Alles sorgender Hausvater ruhte er nicht, bis Alles bequem, nett und behaglich war und erst dann führte er seine geliebte Karoline an den eigenen Heerd, der ihr nun unbeschreiblich wohl gefällt. Der Aussteuer-Waggon“ . . . „brachte auch so viel nützliche, solide, und hübsche Dinge, daß sich bald eine zwar einfache, aber vergnügliche Behaglichkeit im Dichters-hause von Seon verbreitete. Es liegt auf einem Hügel, beherrscht das Dorf, ist von allen Seiten frei von Gärtchen umgeben und einem großen Hunde bewacht, der Bello heißt. Doch ist Niemand, der ihnen Böses will, sondern die Leute allum sind ihnen gut und

freundlich. Eine brave Wiedertäuferin versteht ihre Küche und außer dieser ist zu Karolinens Bequemlichkeit ihr ihre alte lang-jährige Dienerin in die Einsamkeit gefolgt. So lebt nun mein theures Paar und ihre Briefe athmen nichts als Glück und Zufriedenheit.“

Freilich kann das treue Mutterherz auch das Bedauern nicht unterdrücken, welches sie über das Getrenntsein empfand. Noch mehr schmerzte dies den alten Vater der jungen Frau. Er wollte seinen Schwiegersohn eine Stelle in der Welt einnehmen sehen, die dem schönen Dichterruhm entsprach, der ihn über die Menge so hoch emporgehoben. Er war sehr unzufrieden, daß dieser, als an ihn gegen Schluß des Jahres eine ehrenvolle Berufung zum Direktor des Germanischen Museums in Nürnberg erging, dieselbe ablehnend beantwortete. Er mag dabei geäußert haben, daß er auch das reservirte Verhalten des Dichters Weimar gegenüber nicht billigen könne, wenigstens schrieb in diesem Sinne die leicht erregbare Mutter an Arnswald. Die Tochter aber theilte diesen Ehrgeiz nicht, denn als von der Wartburg die Kunde kam, der Großherzog von Weimar gedenke den Sänger der Wartburg durch Verleihung des Hofrathstitels zu ehren, erklärte sie ihrer Schwiegermutter ausdrücklich, daß sie ihren Mann in dieser Angelegenheit unter keiner Bedingung beeinflussen wolle. Scheffel selbst dagegen gab jetzt den alten Widerstand gegen die Annahme solcher Ehrenbezeugung auf. Er hatte seinen Sinn nicht geändert; aber es wiederstrebte ihn, dem beständig sich gleichbleibenden Wohlwollen des Großherzogs gegenüber sich undankbar zu erweisen. Ein Brief den er in der Sylvesternacht dieses ereignißreichen Jahres an denselben schrieb, führt dies des Näheren aus:

„Ich beschliese das alte Jahr mit Dank gegen die Vorsehung, die mir im Laufe desselben viel echtes Glück gewährte, und mit Dank gegen Euer Königl. Hoheit, Dero Weihnachtsgabe mich in so unerwarteter Weise überrascht. Die Gesinnung, die aus dem das Dokument begleitenden Handschreiben spricht, hat sich mir seit Jahren

in so unverändert herzlichster Weise bewährt, daß ich mir nicht gestatte Einsprache zu erheben und als Grund anzuführen, daß mein Sinn sich mehr und mehr einfachem ländlichen Leben zugewendet hat und durch äußere Ehren und Beziehungen zur großen Welt nur in Verlegenheit gesetzt wird. Euer Königl. Hoheit haben mir die größte Weihnachtsfreude dadurch bereitet, daß mir in der idyllischen Ansiedelung am Fuß der Alpen die freudige Ueberzeugung erneuert und befestigt ward, auch im Herzen von Deutschland huldvolle Freunde zu besitzen.

Ich wiederhole die Versicherung aufrichtigen Dankes und verbinde damit meine und meiner jungen Hausfrau herzlichste Wünsche zum neuen Jahr, die wir heute um Mitternacht, wenn die Glocken von den benachbarten Bergdörfern und durch's Halwylser Seethal zusammenläuten, im kleinen häuslichen Feste wiederholen werden: möge es Euer Königlichen Hoheit und Dero Hause glückliche Tage, dem gemeinsamen Vaterlande Herstellung des schwer getrüben, inneren Friedens bringen!

Seon im Aargau.

In treuer Ergebenheit

Am Sylvester-Abend des Jahres 1864. J. Vict. Schepfel."

An Arnswald aber, der ihm gleichzeitig ehrenvolle Vorschläge zur Uebersiedelung nach Weimar machte, schrieb er, daß er für die nächsten Jahre in Seon zu bleiben gedenke und die gegenwärtige politische Lage, die einen Conflict zwischen den süddeutschen Staaten und derjenigen Großmacht, an welche auch die weimarischen Geschicke geknüpft seien, nur allzu wahrscheinlich mache, ihm weniger noch als früher gestatte, sein Gewissen mit einem Dienstleid zu belasten, der ihn später zu irgend welcher Heuchelei oder falscher Parteinahme zwingen könne. Von sich und seinem gewonnenen Eheglück sagt er: „wir leben, nach fröhlichem Herbst an den italienischen Seen, nunmehr eintönige, aber nicht minder fröhliche Winterstage unter alemannischen Landleuten.“ . . .

Leider vergönnte auch jetzt dem Dichter das rauhe Schicksal nicht, in Ruhe das neugegründete Dasein nach seinen Plänen frei zu gestalten. Am 5. Februar dieses Winters

trat ein Ereigniß ein, das nicht nur diese Pläne jäh vernichtete, sondern in seinen Folgen noch in ganz anderer Weise zerstörend auf die Hoffnungen des Dichters wirkte. Seine Mutter, die er seit dem Hochzeitstage noch nicht wieder gesehen, deren baldigem Besuch in seinem Tuskulum er aber gerade erwartend entgegen sah, wurde mit jäher Schnelligkeit vom Tode der Stätte ihres rastlosen Wirkens entrafft. O wie tief empfand es der Sohn, daß in ihr seine Familie ihren guten Genius verloren! Rührend zu lesen und zugleich ein schönes Beispiel seines ungeschwächten poetischen Empfindens ist folgende Stelle aus einem ausführlichen Trauerbrief an den alten Freund der Mutter auf der Wartburg:

„Die letzten Zeilen in poetischer Form, die ich von ihrer Hand geschrieben, auf einem Zettel leicht hingeworfen fand, entstanden in den letzten Januartagen, als eine ungewöhnlich laue Sonne den Schnee ringsum schmelzen machte und wahrscheinlich die klimatische Aenderung vorbereitete, die so schwere Krankheiten begünstigte. Damals schrieb die Theure, die sonst zu Heiterem und Fröhlichem geneigt war, in eigenthümlich ergriffener Stimmung, aber noch fern von allem Kranksein, die nachstehenden acht Zeilen nieder:

„Die Tropfen hör' ich rinnen
Vom überwärmten Schnee —
Das giebt mir viel zu sinnen,
Das weckt ein tiefes Weh.

Wie dieser Schnee nun schwindet,
So schwand schon manches hin,
Das nie sich wiederfindet . . .
. . . Mir ist so trüb zu Sinn. —“

Am 5. Februar gebot der Tod diesem fein empfindenden Herzen Stillstand. Unter den Kränzen und Blumen der Stadt, wo sie so lange segensreich gewirkt, senkten wir sie in die Gruft, wo sie an Mariens Seite ruht. Die Gruft ist unter der Mauer der Kirchhofskapelle. Als ich im März wieder nach Karlsruhe kam und einen Kranz hinaustrug, war's von Neuem Winter geworden. Der Schnee auf dem Dach der Kapelle aber schmolz und die Dachtraufe entströmte nur an der einen Stelle, wo die Grabplatte der Gruft war,

streifte die an Mariens Denkstein aufgehängten Kränze und fiel in langsam monotonem Takte auf diese Platte nieder, so daß dieses Geräusch des schmelzenden Schnees, dasselbe was die letzte Dichtung im Herzen geweckt hatte, nunmehr als letzter Ton aus der Oberwelt in die Ruhe des Todesschlafs hinabtönte . . ."

Mit dieser Mutter verlor der Dichter nicht nur eine treue Vermittlerin für so Manches, was zwischen ihm und seiner Gattin noch der Aussprache harrte, um ein völliges Verstehen der Rauheiten und Eigenheiten seines durch das lange Gemüthsleiden beeinflussten Charakters von ihrer Seite herbeizuführen und ein harmonisches Ineinanderwachsen der Seelen Beider weiterhin zu bewirken, er verlor in ihr auch die langmüthige unverdroffene Pflegerin des der Hülfe bedürftigen greisen Vaters und des an liebevolles Umhegeln gewöhnten unglücklichen Bruders Karl. Von Stund an war er gezwungen, diesen als schwere Erbschaft ihn überkommenen Pflichten seine „Pläne auf Reisen wie Studien und Arbeiten in ländlicher Zurückgezogenheit“ zu opfern; er mußte mit diesem Pflegamt die Verwaltung des durch Erbschaftszuwachs complicirt gewordenen Vermögens sowie des väterlichen Haushalts übernehmen und suchen, sein Leben danach einzurichten. Seine Frau, von der er in obigem Briefe rühmte, daß sie mit viel Herzensgüte ihm zur Seite stehe, hielt noch bis zum Herbst das kaum eingerichtete Hauswesen in Seon aufrecht, mußte jedoch ihren Mann den größeren Theil dieser Zeit seinen Pflichten, die ihn nach Karlsruhe in's Vaterhaus riefen, überlassen. Am 13. Juni schrieb der nun bereits im 76. Jahre stehende Vater dankbar über seines Aeltesten Verhalten an Arnswald, für dessen Theilnahme er dankte: „Joseph ist bei all seinem eigenen tiefen Schmerz um den Verlust seiner lieben Mutter in unserer Leidenszeit mir treulich beigestanden, und seine Versicherung, mich und seinen armen Bruder Karl auch künftig nicht allein in seinem jetzt mütterlosen, elterlichen Hause zu lassen, sondern sobald als möglich mit seiner Frau zu uns

hierher zu ziehen, hat wohl am meisten beigetragen, mich selbst in dieser harten Prüfung aufrecht zu halten, und mir nicht alle Hoffnung auf eine — nach dem erlittenen Verluste doch noch erträgliche Zukunft zu benehmen. Seit dem Tode seiner Mutter war Joseph schon dreimal, immer auf drei bis vier Wochen, bei mir, und bei seiner letzten, erst vorgestern erfolgten Rückreise zu seiner Frau nach Seon versprach er mir, im August wiederzukommen und dann die nöthigen Vorkehrungen zur späteren Unterbringung seines Hauswesens im elterlichen Hause zu treffen.“

Es ist bekannt, daß die Laren dieses Hauses der Ehe Scheffels nicht günstig waren. Dem unter scheinbar so glücklichen Auspizien geschlossenen Herzensbund war kein Bestand auf Dauer gewährt. Welchen Gang im Einzelnen die bald nach der Geburt des Sohnes Viktor — am 20. Mai 1867 — durch die Gattin vollzogene Trennung gehabt, diese Erörterung kann sich der Biograph des Dichters ersparen. Gegenüber dem Chaos gedruckter und ungedruckter übeldeutender Gerüchte kann er sich dabei beruhigen, daß die bisherige wahrheitsgetreue Darstellung des tragischen Verlaufs von Scheffels Leben und speziell die soeben klargelegten Verhältnisse vollaus genügen, um darzuthun, daß keineswegs noch besondere Vorfälle nöthig waren, um das neue Unglück, das den Dichter nun traf, zu erklären. Der Wechsel zwischen der Idylle von Seon und der in Karlsruhe gegebenen Situation, wo der unglückliche, geistig und körperlich zurückgebliebene Karl den Mittelpunkt der Hausordnung bilden mußte, war zu grell, als daß er in einem nach stillem Glück verlangenden Frauenherzen nicht als Dissonanz hätte wirken müssen; ebenso vorher das viele Alleingelassensein in Seon nach der steten Gemeinsamkeit des ersten Glückes; hauptsächlich aber brachte das nunmehr beginnende Leben in der Stadt die große Verschiedenheit in wesentlichen Auffassungen des Lebens, welche zwischen den beiden Gatten obwaltete und jene Eigenheiten

in Scheffel's Charakter zur Entfaltung, die schon immer verhängnißvoll gewirkt hatten und doch zugleich als Elemente seiner dichterischen Persönlichkeit zu betrachten sind: seine Antipathie gegen konventionelle Geselligkeit, die Reizbarkeit seines Wesens, sein Ungestüm im Affekte, sein Bedürfniß bald nach Einsamkeit, bald nach den Anregungen der heiteren Geselligkeit, wie sie nur der Verkehr von Männern unter sich entwickelt. Seine stärksten Sympathien vermochte die Frau nicht zu theilen; sich ihnen anzupassen fehlte ihr die Gabe. Sein ganzes Leben hindurch hatte sich bisher gezeigt, daß je mehr sich der Dichter in seiner persönlichen Freiheit beengt fühlte, auch um so schärfer seine Eigenheiten hervorgetreten waren. Auch jetzt fehlte es nicht an diesen Symptomen. Und zu ihnen gehörte, daß er unter den durch den Tod der Mutter ihm aufgezwungenen Verhältnissen jene Stimmung zu neuen größeren Unternehmungen als Dichter nicht fand, die er sich von dem geplanten Stillleben in Seon hatte erwarten dürfen. Indem er mit Ernst und Strenge den Familienverpflichtungen nachkam, die ihm als Sohn und Bruder das Schicksal auferlegte, büßte er das Familienglück ein, das er als Gatte sich hatte gründen wollen.

Seinen Schreibtisch in dem so schön gewählten und eingerichteten Dichterheim am Halwylsee hatte er vergnüglich mit Arbeiten einweihen können, welche die Herausgabe seiner bisherigen Werke nöthig machte. Als guter Hausvater hatte er begonnen, die noch in Vorrath befindlichen Früchte seines „fahrenden“ Poetenlebens für den Druck vorzubereiten. Der zum 4. Mal aufgelegte „Trompeter“ hatte eine neue Vorrede erfordert, er schrieb sie nach einem — wohl mit der Gattin gemeinsam ausgeführten — Ausflug nach dem von Seon ja nicht weit entfernten Sädingen; sie zeigt sein lyrisches Talent auf der vollen Höhe seiner Eigenthümlichkeit und spiegelt eine Stimmung voll reinsten Befriedigtheit wieder. Dann ging er daran, jene Episode aus dem Viola-Roman, die des Juniperus Abenteuer im Reviere der Donauquellen er-

zählt, zur Separattherausgabe zu bearbeiten und mit jenem Kommentar erklärender Anmerkungen zu versehen, die uns einen Begriff von den umfassenden historischen Studien geben, welche dieses eine Kapitel allein schon erfordert hatte. Für diese Anmerkungen setzte er eine gewissenhafte und langwierige Neudurchsicht seiner Notizen und Excerpte in's Werk, wie u. A. aus einem Brief vom 16. Januar 1866 an Dr. Barack in Donaueschingen, den er zu diesem Zwecke um verschiedene Bücher und Abschriften bat, hervorgeht. Diesen gelehrten germanistischen Arbeiten entsprach es durchaus, daß er dann von seinem Freund Professor Holtzmann eine Einladung zur Theilnahme am 24. Deutschen Philologentag, der am 26. September 1865 in Heidelberg stattfinden sollte, zugleich mit der ehrenden Bitte erhielt, für das Festmahl im Bankettsaal des Heidelberger Schlosses ein Lied oder etwas Aehnliches zu dichten. Mehrere Briefe Scheffels aus Seon an den Heidelberger Germanisten, die sich in dessen Nachlaß befinden, gewähren interessanten Einblick in die Entstehungsgeschichte der aus dem „Gaudeamus“ bekannten Dichtung, welche das große Heidelberger Faß mit einem bewunderswerthen Aufwand von Gelehrsamkeit und gleichzeitig von Humor die versammelten Sprachforscher begrüßen ließ. „Ich bin jetzt wieder im Stande, an solche Heiterkeiten zu denken . . . vor Kurzem war ich's noch nicht“, hatte er mit Bezug auf den Tod seiner Mutter bemerkt, als er diesem bejahend auf das Ersuchen antwortete. Das waren wieder Festtage für die „engeren“ Freunde, vor allem Häusser und Schmezer, als Meister Josephus bei dieser Gelegenheit endlich einmal wieder den echten vollen Gaudeamusklang in der fröhlichen Neckarstadt ertönen ließ und die jubelnde Aufnahme, die sein, damals im Separatdruck erschienenenes und beim Festmahl im Bandsaal von dem verstorbenen Wilhelm Mannhardt sehr wirkungsvoll zum Vortrag gelangendes Lied vom Heidelberger Faß bei allen festtheilnehmern fand, die allgemeine Theilnahme, die für seine anat-

reontischen, bisher von ihm noch immer nicht zum Buch vereinigten Lieder sich äußerte, gipfelte in dem dringenden Verlangen, doch endlich einmal seinen Heidelberger Liederpsalter als solchen herauszugeben. Anton von Werner hat in seinen „Erinnerungen“ (Gegenwart 1886, Nr. 19 und 20) erzählt, daß Scheffels Verleger Adolf Bonz, er selbst und andere Freunde schon seit 1863 ebendazu ihn zu bereden gesucht hatten. Er widerstrebte lange und energisch. Auch in den Commersbüchern und den fliegenden Blättern hatte er diese Lieder nur unter der Chiffre J. S. erscheinen lassen. „Warum?“ bemerkt dazu Werner, „Ihr werdet sehen“, rief er den Freunden zu, „daß ich mit diesen Liedern in den Ruf eines Lump und Kneipgenies komme?“ Und er hat in der That später unter solchen Gerüchten zu leiden gehabt, und es ist Thatsache, daß noch in den letzten Jahren eine Dame, deren Tischnachbar er war, ihn geradezu fragte: „Sagen Sie, Herr Doktor, ist es wirklich wahr, daß Sie so trinken?“ worauf Scheffel mit feierlichem Ernst geantwortet hat: „Ja wohl, gnädige Frau, auch fressen thut das Scheusal.“ „Wie viele Tage, Wochen, Monate“, fügt Werner hinzu, „habe ich mit Scheffel zusammen verlebt, ernste und fröhliche, der Arbeit im stillen Daheim oder lustiger Wanderschaft gewidmete, habe mit ihm zusammen gegessen und getrunken und im selben Zimmer geschlafen, — aber nimmer wäre ich auf den Gedanken gekommen, daß mein guter biederer Joseph in den Ruf eines Trinkers und Kneipgenies kommen könnte. Ein einziges Mal erinnere ich mich, im „gülden Knopf“ zu Säckingen im August 1868 war's, als die Honoratioren des Städtchens, welches Scheffel berühmt gemacht hat, dem Dichter einen Ehrentrunk gaben, daß ich ihn am Aermel zupfte und sagte: „Joseph, jetzt isch's Zeit!“

Aber jetzt nach der in Heidelberg erlebten Auffrischung gab er doch nach, zumal in jener Zeit überhaupt die humoristische Ader seines Talents wieder in stärkerem Pulsschlag sich regte, wovon die 1866 in Nr. 1100 der „flieg. Bl.“ er-

schienene köstliche Schwankdichtung: „Die Schweden in Rip-poldsau“, eine überzeugende Probe ist. Schon seit seiner Verlobung war mit der Heiterkeit auch diese ursprünglichste Richtung seines Talents wieder lebendig geworden und hatte u. A. die eigenen gelehrten Studien, die sich in das Dunkel der germanischen Vorzeit noch vor der Völkerwanderung verloren hatten, zum Gegenstand ihres ironischen Gespöts werden lassen. So hatte er im Mai 1864 — also noch vor seiner Hochzeit — mit Eisenhart eine von beiden längst geplante Fußwanderung um den ganzen Bodensee herum ausgeführt, um unter anderen der eigentlichen Natur der Heidenlöcher auf die Spur zu kommen. Ausgangspunkt und Stellsdichein war die Welfenwiege Ravensburg. Von da gings über Friedrichshafen, Meersburg, Ueberlingen, Bodmann, Konstanz bis nach Bregenz und Lindau. Die Resultate führten ihn zu eingehenden Studien über Pfahlbauten und Steinzeit. Aber statt nun etwa sein reiches Wissen in gelehrten Abhandlungen niederzulegen und am Ausbau der Wissenschaft sich nach besten Kräften zu betheiligen, begnügte er sich an der Belehrung des eigenen Geistes, der am Ende in einer heiteren Stunde der ganzen Gelehrsamkeit ein Schnippchen schlug mit einem Spottvers auf sich,

„der selber den Moder durchwühlt
Und bei den gefundenen Dingen
Einen Stolz als Kulturmensch gefühlt.“

Das „kulturbistorische“ Lied vom „Pfahlmann“ ist das auf uns gekommene Produkt dieser Reise, deren Resultate vermuthlich dem von Scheffel um diese Zeit geplanten, aber nicht vollendeten Roman „Tabernae Rhenanae“ zu Gute kommen sollten. Auch während der glücklichen Idylle von Seon vor dem Tod seiner Mutter führten die Eindrücke, die er auf einer mit einem zu Besuch gekommenen Freund in die „findlingsland-schaft zwischen Aare und Reuß“ unternommenen Studienfahrt gesammelt, statt etwa zu einer gelehrten Abhandlung zu dem Lied

vom „Erratischen Block“. Das „ganz aus erratischem Gneus“ bestehende Wirthshaus, das darin genannt wird, steht noch heute zu Birmensdorf im Kanton Aargau. So machte er für das Festlied vom Heidelberger Faß gründliche Studien zur Geschichte der Trinkgefäße, und so entstand auf einer mit A. v. Werner im Frühling 1866 unternommenen Studienreise nach dem durch das Waltharilied ihm theuer gewordenen Wasgenstein im Elsaß, von der er dann an Hofrath Holzmann schrieb: „Ich habe neulich den elsässischen Wasgenstein erforscht“ als nächstes Ergebnis das patriotisch-pathetisch aufklingende, humoristisch-ironisch aber ausklingende Lied vom Wasgenstein, dessen Schluß uns Dichter und Maler zeichnet, wie sie in der Höhlung des Felsens „Waldmeisterkraut zu würzgem Wein mischen“ und dann vergnügt dies neue Lied vom Wasgenstein dichten und malen. So schwoll die Mappe seiner humoristischen Gesänge aus dem „Engeren“ und „Weiteren“ noch merklich an, während er daran war, dieselbe für den Druck zu ordnen und zu sichten. Eine eigene Fügung war es, daß, als er im Begriff stand, die Arbeit abzuschließen, Häusser und in ihm die Seele und das Oberhaupt des „Engeren“ starb. Am 16. März 1867 schloß der gefeierte Historiker die Augen, die so lebensfroh in die Welt hineingeschaut und so theilnehmend auf dem Lebensgange unseres Dichters geruht hatten. So erlebte von den Hauptsozialen des „Engeren“ nur noch Schmezer das Erscheinen des „Gaudeamus“. Im Mai 1867 — etwa um dieselbe Zeit, da seine nach Clarens am Genfersee übergestellte Frau ihm dort einen Sohn gebar, dichtete er zu der fertigen Sammlung die prächtige Widmung, zu welcher die Erinnerung an „den Meister, dessen Tod wir klagen“, die Saiten der Seele stimmte. Es war ein poetischer, tiefempfundener Epilog auf den „Engern“ und all' die schönen Stunden, die er in diesem Kreise erlebt und auf die er nun mit wehmüthigem Lächeln zurückblickte:

„Nun schau ich aus solidem Schwabenalter
 Auf dieser Lyrik jugendtolle Schwung
 Und reiche lächelnd meinen Liederspalter
 Den Zechern allen, die im Herzen jung.
 Wer Spaß versteht, wird manchmal kräftigst lachen
 Und Wen manch Lied schier allzudurstig dünkt,
 Der tröste sich: 's war anders nicht zu machen,
 Der Genius Loci Heidelbergs ist feucht.“

Und der freundliche Anruf des Dichters: „Gaudeamus!“ — (Laßt uns fröhlich sein!) — fand ein tausendfaches Echo im Vaterlande. Der hier in mannigfachster Beleuchtung schillernde und funkelnde Humor war so echt deutsch, der weite Kreis der Zecher, die, „im Herzen jung“, für den hier geübten Spaß Verständnis hatten, nahm die Gabe so dankbar auf, daß binnen Jahresfrist vier Auflagen vergriffen waren und jedes folgende Jahr dann neue nöthig wurden. Und doch konnte der Sänger der Lieder des Erfolges nicht froh werden. In seinen Briefen der nächsten Jahre wiederholt sich die Klage beständig, daß derselbe in so gar keinem Verhältniß stehe zu dem der Aventure-Lieder, die er doch mit seinem Herzblut geschrieben und die auf Studien beruhten, an die er lange Jahre mit männlichem Ernst gewandt habe. Er hatte Unrecht mit dieser Klage; beim Erscheinen der Frau Aventure hatte er es selbst ausgesprochen, daß dieses Buch nicht auf „Popularität“ rechnen könne und sich nur an eine kleinere Gemeinde besonders gebildeter Leser wende. Es war auch nicht allein jene Vorliebe, die Eltern für ihre Schmerzenskinder zu haben pflegen, was ihn die Freude am Erfolg des Kindes seiner Freudestunden schmälerte. Nein — er hatte in der kurzen Zwischenzeit seit der Niederschrift jener Widmung die damals empfundene Harmlosigkeit gegenüber dem geliebten „Genius Loci Heidelbergs“ eingebüßt. Denn Eine, der er auch diesen Liederspalter gereicht, hatte kein Lächeln für den „jugendtolle Schwung“ dieser Lyrik gehabt. Dies war seine

frau. Ist es nicht tragisch, daß für den Dichter des Gaudeamus der spontan hervortretende Erfolg dieses Buchs zusammenfällt mit der definitiven Loslösung seiner Frau von ihm. Gleichzeitig mit der Beschwerde über das ungleiche Schicksal seiner beiden Liederansammlungen schrieb er an den alten Herzensfreund Schwaniß: „In schriftstellerischen Arbeiten habe ich Glück, im Leben nicht viel.“ Und wenige Wochen nachher folgte gegen Arnswald die Andeutung: „Wir leben einen sehr einsamen Winter zusammen; meine Frau aber mit dem Kind hat keine rechte Heimlich- oder Heimischheit für Karlsruhe und ist zu ihrer Großmutter in Oesterreich auf Besuch.“ Nach dem Tode dieser letzteren lebte die Gattin des Dichters fortan getrennt von ihm in München. Auf jenen Winter zurückblickend, schrieb dieser mit der ihm eigenen Resignation an einen Freund: „In diesem Winter war ich leidend und habe nur Herbes erlebt.“ In A. v. Werners „Erinnerungen“ aber heißt es in Bezug auf diese Zeit: „Zwischen den beiden Ehegatten war eine Entfremdung, eine Erkältung eingetreten, „Gott weiß wann und wie“, schrieb mir Scheffel . . . Es ist nicht meines Amtes, Schuld und Zufall hier gegen einander abzuwägen, ich kann nur sagen: mein armer Freund hat schwer gelitten unter der Versagung häuslichen Glückes, welche ihm vom Schicksal auferlegt war; das dichterische Schaffen ist ihm seitdem verleidet gewesen, und der fröhliche Liedermund des Gaudeamus-Sängers blieb bitter und herbe geschlossen. Aber die gelobte Treue und Liebe hat er gehalten, sein einziger Sohn ist sein Lebensglück geworden, und an seinem Sterbelager haben 18 Jahre voll Kummer und Bitterniß einen versöhnenden Abschluß gefunden!“

Anton von Werner war seit jenen gesegneten Frühlingstagen des Jahres 1862, da der erste Verkehr zwischen dem jungen Maler und dem von ihm verehrten Dichter in den Aquarellen des ersteren zur Frau Aventiure für den Großherzog von Weimar seinen Ausdruck fand, Scheffels intimer Freund

geworden und diese Freundschaft hat sich selbst ein unvergängliches Denkmal in den von Werner illustrierten Prachtausgaben der Werke des Dichters errichtet. Wir haben schon am Schlusse des vorigen Kapitels das dankbare Bekenntniß des Malers mitgetheilt, welch intimen Antheil Scheffel an dem Zustandekommen der Werner'schen Zeichnungen zu seinen Dichtungen gehabt hat. Scheffels erspriechlichste Thätigkeit seit seiner Rückkehr von Seon nach Karlsruhe — soweit sie überhaupt der Kunst und Literatur zugewandt blieb — bestand in dieser fördernden, helfenden, berathenden Theilnahme an diesen schönen Ausgaben, die sich auf jedes einzelne Blatt erstreckte und in Folge welcher diese eine so wunderbare Harmonie zwischen Text und bildlichem Ausschmuck aufweisen. Werner zeichnete — immer in beständigem Gedankenaustausch mit Scheffel — im Sommer 1866 die Illustrationen zu Juniperus, im folgenden Winter skizzirte er die Bilder zu der bereits damals in's Auge gefaßten illustrierten Ausgabe des „Gaudeamus“, die er im Sommer 1867 dann in Paris ausführte. Im Winter dieses Jahres — nachdem Scheffel vom Genfer See und Werner aus Paris zurückgekehrt war — beschäftigten Scheffel die Vorstudien zu der Illustrirung der „Bergpsalmen“, deren Skizzen Werner im Sommer 1868 in Paris ausführte, wo er auch die ersten Entwürfe zum Trompeter in Angriff nahm. „Unser Briefwechsel darüber“, bemerkt Werner, „war außerordentlich lebhaft.“ Derselbe führte zur Verabredung einer gemeinsamen Reise; der Dichter wollte den Maler persönlich an alle die Orte führen, welche für die genannten zwei Dichtungen von Bedeutung waren. „Am 22. Juli 1868“, erzählt der letztere „traf ich, von Paris kommend, in Basel mit Scheffel zusammen, und wir machten von dort aus über Thun eine genugsame Fahrt durchs Berner Oberland, größtentheils zu Fuß, über Interlaken, Wengernalp, Scheidegg, RosenlauiGLETSCHER, durchs Meiringer Thal über den Brüningpaß nach Alpnacht, Beckenried

und Luzern, auf welcher ich für die in Paris entworfenen Bergpsalm-Illustrationen die nöthigen Naturstudien machte. Von Luzern reisten wir nach Zürich, von wo Scheffel am 30. Juli nach Seon im Aargau ging, um den dortigen Arzt" (es wird Dr. Erismann in Brestenberg gemeint sein) „zu konsultiren. Einige Tage später trafen wir in Säcklingen wieder zusammen, machten Ausflüge ins Murgthal, nach dem Harpolinger Schloß, an den Bergsee, poculirten im „gülden Knopf“ zu Säcklingen mit Bürgermeister und Rath — aber in allen Ehren —, und waren zu Gast beim Besitzer des Säcklinger Schlosses, dem Seidenfabrikanten Bally aus Basel. Nach „Hohen“, d. h. nach Hauensteiner Bauern in ihrer alten originellen Tracht hatten wir vergeblich Tage lang diesen oberen Theil des Schwarzwaldes durchstreift. Ueber Basel und Freiburg reisten wir in unsere Standquartiere zurück, Scheffel nach Karlsruhe, ich nach Ottenhöfen im Schwarzwald, wo ich die gewonnenen Eindrücke in den 6 Zeichnungen zu den „Bergpsalmen“ verarbeitete. Welche Fülle von Humor, tiefsinnig wissenschaftlichem Ernst und künstlerischer Anregung offenbarte Scheffel auf solchen Fahrten, und wie viel Stunden höchster Freude und reinsten Glückes danke ich dem prächtigen Manne, dem theuren Freunde!“ Noch oft haben Scheffel und Werner solche gemeinsame Künstlerfahrten gemacht. Denn nach dem „Trompeter“ kam der „Eckehard“ an die Reihe, der von beiden als ein Meisterstück von kulturhistorisch treuer und dabei doch künstlerisch freier Illustration geplant war und dessen Erscheinen als Prachtausgabe noch immer bevorsteht. Durch dieses Arbeiten mit Werner fühlte sich Scheffel ungemein befriedigt; hier konnte er seine Begabung und seinen Geschmack als Maler, seine ursprüngliche Auffassung als Poet, wie seine große kulturhistorische Gelehrsamkeit in gleichem Maße in's Spiel setzen. Welch reine, echt künstlerische Auffassung den Dichter hierbei beseelte, dafür bieten zwei Briefe, welche er im Frühjahr 1866 während der Illustrationsarbeiten Werners

für den „Juniperus“ an Freund Ille in München schrieb, höchst interessante Beweisstücke. Ich lasse dieselben, so weit sie von sachlichem Interesse sind, im Wortlaut hier folgen.

„Karlsruhe, 11. Januar 1866.

Lieber verehrter Freund. Ich danke herzlich für Ihren freundlichen Brief und freue mich jetzt schon darauf, den bahgeigenden Meister Petzold und seine Bedrängniß von Ihrer kunstfertigen Hand in bildliches Leben gerufen zu sehen. Hoffentlich schafft Ihnen die fröhliche Nebenarbeit nicht allzuviel Zerstreuung und jedenfalls wird vorher der große Lohengrincyklus einheitlich und schön vollendet. . . Ich bin so unbescheiden, Sie zu bitten, wenn es vom Ganzen oder einzelnen Gruppen eine photographische Nachbildung giebt, mich dies wissen zu lassen, denn ich beschäftige mich oft und viel mit der Frage, ob und wie die poetischen Motive der deutschen mittelalterlichen Poesie einer bildlichen Neubelebung fähig sind. . . Ein junger sehr talentvoller Künstler hier, A. v. Werner, hat sich auch schon mit Glück an solchen versucht. . . es ist aber immer die Klippe: erklärt sich das Bild aus sich selbst oder setzt es zu seinem Verständniß voraus, daß man die Dichtung kennt, und wie ist die Forderung des strengen Gebundenseins an Stil und Form von damals mit der künstlerischen Freidenkerei des 19. Jahrhunderts zu verschmelzen? —

Ich wünsche Ihrem Genius volle Kraftentwicklung an der Lohengrinaufgabe — und guten Erfolg. „Nicht nachlassen, gewinnt“ — sagt ein altes Sprichwort. Wenn wir immer und immer wieder auf das hinweisen, was der deutsche Geist in früherer Zeit eronnen, so wird ebendadurch derselbe Geist auch für die Zukunft frisch gehalten.

Freilich giebt schärferes Studium oft seltsame Enttäuschungen, und wenn ich in den linksrheinischen Dörfern in dem selten fehlenden Wirthshaus „zum Schwanen“ einkehre, so will mich oft bedünken, der Held mit dem Schwanenschiff sei ursprünglich anders wo heimathberechtigt als im Düster der germanischen Wälder. Das mittelalterliche Gedicht Lohengrin hat mir, so oft ich es zu genießen trachtete, stets einen unheimlichen, fremdartigen und wirren Eindruck gemacht. . . .

Gott geb' uns allen Gnade, Gesundheit, fröhlichen Muth und gedeihliche Arbeit im Felde des Schönen!"

Der zweite Brief, dessen Eingang den empfangenen Photographien der Lohengrin-Bilder im Allgemeinen warmes Lob spendet, enthält folgende, für Scheffels richtigen Standpunkt aller kulturhistorisch malenden Kunst gegenüber höchst bezeichnende Sätze:

„Ihrem künstlerischen Streben erlaube ich mir — nach genauem und eingehend freundschaftlichem Studium des Tannhäuser- und Lohengrinbildes — eine Bemerkung: Wir freuen uns der alten Dichtungen, Tannhäuser, Lohengrin u. nur noch um des rein Menschlichen, Gemüthlich ansprechenden willen. Die Form jener Gedichte ist, was heutigen Sprachgenius betrifft, nicht mehr nachzubilden, und ist ebenso Renaissance oder Tölpel oder Kind des betreffenden Jahrhunderts, wie alles Andere, was den bestimmten Typus seiner Epoche trägt.

Deswegen halte ich nicht für nöthig, wenn wir den Geist einer Dichtung des XIII. Jahrhunderts in plastischer Form wiedergeben wollen, daß wir auch die künstlerisch befangene Denk- und Lineamentweise dem freieren künstlerischen Denken und Lineamentiren des 19. Jahrhunderts aufnöthigen. Es kommt sonst ein gewisser formaler Zwang, der nicht einmal stilvoll der richtige ist, in die Schöpfung und ein Anhäufen der kulturhistorischen Hobelspähne um die Statue, die man mühsam aus dem alten, überwachsenen Lindenstumpf herausgeschneidet hat.

Deswegen halte ich zum Zweiten Ihnen — kulturhistorischen Inhalt reichlich erstrebenden und gebenden, tief durchdachten Compositionen — die freundschaftliche technische Maßschnur zur Seite und sage: die Hauptsachen — das rein Menschliche, Gemüthlich ansprechende und zugleich als künstlerisches Motiv plastisch wirkende — noch mehr, d. h. um einen Grad mehr als Hauptsache — das Beiwerk, Säulen, Wappen, Schrift, Costüm und archaisches Lineament noch mehr, d. h. nur um einen leisen Grad mehr, als Beiwerk charakterisirt, so wird man die hölzernen Reste der gelahrten Vorstudien gar nicht mehr spüren und in frischer neugeborner Kraft, vermittelt glücklicher Seelen-

wanderung der ersten Urheber, springt der alte Geist wieder in das moderne Leben“.

Diese Briefe haben nicht nur den oben angegebenen Werth, sie haben für die Nachwelt die Bedeutung eines ästhetischen Glaubensbekenntnisses, eines künstlerisch-kritischen Testaments desjenigen deutschen Dichters, dem es wie keinem anderen gelungen, auf dem Gebiet des kulturhistorischen Romans wie der kulturhistorisch malenden Lyrik sich als freier und großer Künstler zu bewähren. Sein „Trompeter von Säckingen“ und sein „Ekkehard“, sein „Juniperus“ und die „Bergpsalmen“, die düsteren Lieder seines Heinrich von Ofterdingen, wie die heiteren Gesänge seiner fahrenden Schüler und die durstigen Rodensteinlieder: all diese poetischen Schöpfungen waren — dies ist das literarhistorische Ergebnis dieser Biographie — kraft solcher „glücklichen Seelenwanderung“ entstanden. Er hatte in ihnen dem rein Menschlichen und Gemüthlich ansprechenden aus Geschichten und Gedichten deutscher Vergangenheit zu einer lebendigen Wiedergeburt verholfen und weil er so streng und hoch von seiner Kunst dachte, hat er diejenigen von ihm in Angriff genommenen Werke, bei denen es ihm nicht gelang, die plastische Gestaltung von den „kulturhistorischen Hobelspähnen“ zu trennen, und der Gelehrte in ihm mächtiger geblieben war als der Dichter, lieber aufgegeben und der Welt vorenthalten, eh' daß er diesen Grundsätzen untreu geworden wäre. Daß ferner ihm nach dem „Ekkehard“ — trotz aller Anläufe — kein zweites größeres Werk gelungen ist, das in solcher Weise diesen hohen Ansprüchen genügte, war — dies hat unsere Schilderung seines intimeren Lebens gezeigt — nicht die Folge von Unzulänglichkeit seines geistigen und künstlerischen Strebens, sondern vielmehr die eines tragischen Verhängnisses, das durch innere Gemüthsleiden und von außen eindringende Schicksalsschläge des Dichters hochgerichtete Bestrebungen immer auf's neue durchkreuzte und vereitelte, schließlich dann lahmlegte. So

kam es, daß diese Biographie von einer geringeren Zahl von vollendeten als unvollendet und unbekannt gebliebenen Werken zu berichten hatte, aber auch, daß die wenigen Werke, mit denen er die Literatur bereicherte, auch innerlich den Stempel einer künstlerischen Vollendung tragen. Als er merkte, daß in ihm der Gelehrte die Oberhand über den Dichter gewann, gab er lieber das Dichten auf, als daß er sich zu einem unkünstlerischen Compromiß zwischen der Gelehrsamkeit und der Kunst verstanden hätte. Ja, er besaß Größe und Freiheit des Geistes genug, um in den Fällen, wo ihn seine Wißbegier verleitet hatte, nur um des todten Stoffes willen den „Schutt und Moder“ vergangener Zeit zu durchwühlen, solch Unterfangen mit einem lustig höhrenden Spottlied zu persifliren.

Und auch die stark ausgeprägte Liebe zum Vaterländischen, welche Scheffels Geist und Poesie beseelte, findet in diesen Briefen charakteristische Ausprache. Wie es ihm stets ferne gelegen, den Deutschen seiner Zeit zu schmeicheln, so hat er auch nie die Zustände und Leistungen der deutschen Vergangenheit bloß aus dem Grunde, weil sie deutsch waren, zum Gegenstand künstlerischer Darstellung erhoben. Ihm waren die alten Zeugnisse des deutschen Geistes früherer Zeit nur in soweit erfreulich, als sie „rein Menschliches, gemüthlich Ansprechendes“ darboten. Er hat in seinen Werken die Schattenseiten des deutschen Volkscharacters ebenso so herzlich verspottet, als er herzlich die Vorzüge des deutschen Geistes und des deutschen Gemüthes zur Darstellung gebracht hat. Dem deutschen Geist und dem deutschen Gemüth, die in vergangenen Zeiten Schönes und Großes hervorgebracht, galt seine Liebe, sie frisch zu erhalten, war sein künstlerisches Streben und weil er sie in seiner eigenen Zeit vielfach entbehrte, lag er im Krieg mit dieser und wandte sich dem Studium und der künstlerischen Darstellung des Strebens und Ringens deutscher Männer in vergangenen Tagen zu. Und weil ihm als Künstler das Streben und Ringen der Vorfahren auf dem

Gebiete der Kunst am interessantesten und verständlichsten war, so wurde dieses im besonderen der Gegenstand seines Dichtens. Was er als Bedingung eines erspriesslichen und beglückenden Schaffens empfand und ersehnte: Freiheit des Denkens und Empfindens im treuen Dienste der Ideale, stellte er dar als den Gegenstand muthigen und siegreichen Erkämpfens sowohl im Lebensbild des fahrenden Spielmanns Werner, wie in dem des Waltharilied-Dichters Etkehard, schwebte ihm vor, als er den Bischof Wolfgang von Regensburg als Falkenschluchtklausner die Bergpsalmen anstimmen ließ und sich in die Seelenkämpfe seines Heinrich von Ofterdingen so innig hineinlebte, daß er darüber Gefahr lief, seinen Geist der Welt der Wirklichkeit völlig zu entrücken.

Dieser Kampf um das Recht, sich in seiner Eigenart zu behaupten, dieser Drang nach individueller Freiheit, dies sittliche Ideal, „sich selbst, seinem Genius und seiner Gewissensfühlung nach Recht und Unrecht getreu zu bleiben“, selbst auf Kosten von Herzensglück und Seelenfrieden, ist aber darum mit solcher Ausschließlichkeit zum Gegenstand seines ernstgerichteten Schaffens geworden, weil dies Verlangen der Grundzug war von seinem eigenen Wesen. Und in dem Bilde, das Gustav Freytag im ersten Band der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ vom ursprünglichen Wesen der deutschen Volkseele entworfen hat, findet sich derselbe Zug als hervorragende Charaktereigenschaft des Deutschen in seinem Naturzustand nachgewiesen, und am Schlusse der „Ahnen-“ Romane desselben Dichters heißt das Facit der hier vorgeführten Typen deutscher Art aus verschiedenen Jahrhunderten unserer Nationalgeschichte: „Was wir uns selbst gewinnen an Freude und Leid durch eigenes Wagen und eigene Werke, das ist doch immer der beste Inhalt unseres Lebens.“ Und wenn wir diesem genauen Kenner der deutschen Vorzeit weiter folgen, so finden wir, daß überhaupt Scheffels scharf ausgeprägte Eigenthümlichkeiten, wie sie in der Jugend, im Mannesalter und später hervor-

traten, genau dieselben sind, die jener als Vorzüge und Schattenseiten des deutschen Volkscharakters hervorhebt: das Vorwalten der Phantasie im Seelenleben, der schweifende Trieb in's Weite, die Treue gegen Grundsätze und Freunde, die Keuschheit in der Auffassung des Weibes, die Liebe zur Natur und die Neigung des Gemüths zum Träumen und selbst die Energie und urwüchsigte Kraft der Empfindung, die naive Lust an den Freuden der Tafelrunde; andererseits aber das jähe Ungeßüm und die zähe Hartnäckigkeit im Geltendmachen des für Recht Erkannten, die Neigung zur Absonderung und Einsamkeit, der Trieb der Phantasie, ihre Thätigkeit in's Maßlose zu steigern und den klaren Blick in die Welt der Wirklichkeit sowie das ruhige Urtheil des Verstandes zu trüben. So zog nur Gleiches das Gleiche, Aehnliches das Aehnliche an, als der gestaltende Trieb eines so beanlagten Modernen sich der Darstellung ursprünglichen deutschen Wesens und Lebens zuwandte. Da war nichts Gemachtes und Gewolltes; die Natur heißte es geradezu. Selbst in der Wahl seiner Stoffe folgte er den Instinkten seiner Individualität. Und daß er sich seiner besonderen Eigenart bewußt ward, dafür sorgte sein Leben, das den edelsten Trieben seines Wesens Schranken auf Schranken entgegenstellte. In seiner Studie über die „Große Karthause“ hat Scheffel den Gründer des Klosters, Bruno Hartenfaust, ein „germanisches Gemüth“ genannt, „das in die Tiefen der Wissenschaft eintaucht, um seinen Gott darin zu finden und festzuhalten, das dann in den Wirren und Kämpfen des Lebens von Enttäuschung zu Enttäuschung vorwärts gejagt wird und sich schließlich abgeheßt und verbittert, ganz auf sich selbst und die stärkende Kraft einsamer Natur und einsamen Denkens zurückzieht, um aus ihr wenigstens ein Stück des verlorenen Friedens wiederzugewinnen.“ Wir haben gesehen, in wie hohem Grade sein Schicksal bisher demjenigen dieses „germanischen Gemüthes“ glich; es hatte nicht viel gefehlt und auch er hätte als Einlaß begehrender

Pilger an die Pforten des Klosters zum ewigen Schweigen geklopft. Aber der ihm eingeborene urgesunde Sinn für die Schönheit der Welt und des Daseins bewahrte ihn vor diesem Schicksal wie vor verzweifelndem Pessimismus. Er erlöste ihn immer auf's neue von der ihn bedrückenden krankhaften Melancholie und verklärte die trüben Stimmungen seines Gemüths zum Humor. Und weil dieser Humor das Produkt war echt deutscher Neigungen und Triebe, die sich in ihm geltend machten im Gegensatz zu dem abgeschliffenen Wesen moderner Convenienz und Daseinschablone, weil er eine Sprache redete, wie sie dem innersten Wesen des deutschen Volks vertraut ist, darum fand der dichterische Ausdruck dieses Humors das laute langanhaltende Echo allüberall im Vaterlande, wo er gehört ward. Aus diesen Beziehungen erklärt sich auf's natürlichste der so außerordentliche große Erfolg, den Scheffels Dichtungen, nachdem sie sich allmählich Verbreitung gewonnen, ganz ohne das Zuthun des Dichters, und zwar in allen Kreisen und Schichten der Nation gefunden haben. In seinen ersten Dichtungen fand sie das deutsche Gemüth, in seinen heiteren Liedern die deutsche Gemüthlichkeit in einer frische und Natürlichkeit entfaltet, wie sie in unserem ersten und vom Materialismus beherrschten Zeitalter nur dem Auserwählten beschieden sind, deren Werth aber doch noch von vielen Tausenden mit Sehnsucht empfunden wird.

Die Deutschthümlichkeit von Scheffels Denken und Dichten ist denn auch frei von jeder ungesunden beabsichtigten Deutschthümelei. Die patriotische Phrase ist ihr eben so fremd, wie chauvinistische Anmaßung. Sie verhinderte nicht, daß die anmuthig reizvollste der Frauengestalten, die er geschaffen, die Griechin Praxedis war, und daß in den Hauptwerken Scheffels gerade über die Untugenden des deutschen Volkscharakters kräftige Worte gesagt sind. Auch dieser deutsche Dichter folgte dem Ideale der Humanität und in einem Briefe an Anton von Werner nach Paris rühmte er es als

einen Vortheil, „daß die Sprache des Griffels und Pinsels die allgemein menschliche, daher hüben und drüben erfüllbar sei.“

Dies spiegelt sich auch in seinen politischen Anschauungen und Grundsätzen. Zu denselben gehörte, daß die Kämpfe, welche die Menschheit wirklich weiter bringen, nicht mit dem Schwerte, sondern mit den Waffen des Geistes auszusechten sind, gehörte ferner, daß nur im freien Rechtsstaat jene persönliche Freiheit gedeihen kann, die seinem Ideal vom Werthe des Lebens entsprach. Aber, daß die Siege des geistigen und des politischen Fortschritts auch des Schutzes bedürfen, den nur ein in kräftiger Verfassung geeintes, militärisch starkes Staatswesen zu bieten vermag, war ebenfalls eine Einsicht, der er sich von klein auf nicht minder bewußt war. Die Ausführungen seines „Alten in der Heidenhöhle“ sind dafür typisch. Die Lage Badens dicht an der französischen Grenze, die Geschichte dieses Landes, die Tradition in der eigenen Familie hatten ihn früh zu dieser Einsicht gebracht. Um für sein geliebtes Vaterland diese Bedingungen zu erobern, war er in den Jahren 1848 und 1849 bereit gewesen, den Weg der Revolution einzuschlagen, wenn eine Garantie des Erfolgs sich irgend geboten hätte. Da sich dieselbe nicht bot, gerieth er in eine für ihn unheilvolle Stellung zwischen den unbedingten Verfechtern der politischen Freiheit und der Reaktion. Als unbeugsamer Gegner der letzteren und im Bewußtsein, seinen Dienst auf die liberale Reichsverfassung geleistet zu haben, verließ er, von den Zuständen des damaligen Beamtenthums angewidert, den Staatsdienst und blieb fortan ängstlich darauf bedacht, seine individuelle Freiheit und Unabhängigkeit als Dichter wie Privatmann zu wahren, jeden noch so wohlgemeinten Antrag, eine neue Staatsdienerstellung anzunehmen, mit aller Entschiedenheit ablehnend. Seinem natürlichen und gerechten Empfinden war es andererseits unfaßlich, daß das Ideal seiner politisch-patriotischen Hoffnungen unter Ausschluß eines deutschen Landestheils zu er-

füllen sei. Auch dieser Standpunkt wurzelte in den heimischen Verhältnissen, unter denen er aufgewachsen war. In den kritischen Zeiten des Jahres 1849 war er im Widerspruch mit vielen seiner Freunde Großdeutscher geblieben. Bis zu welchem Grade seine „großdeutschen“ Anschauungen noch befestigt wurden durch sein Vertiefen in die Geistesgeschichte Deutschösterreichs hat uns das vorige Kapitel gezeigt. Als daher im Jahre 1866 Preußen gegen Oesterreich, Sachsen und die süd- und westdeutschen Staaten den Krieg erklärte, sah er in diesem Unterfangen — wie Anton von Werner es ausdrückt — „ein Verbrechen, einen Raubzug preußischerseits.“ Und in schönen schlichten Worten formulirte er am Schlusse der damals geschriebenen Vorrede zu dem von Werner illustrierten „Juniperus“ diesen Standpunkt: „Möge nun die freundlich gemeinte Doppelarbeit des Dichters und des Malers unbefangen ihren Weg suchen durch die von ernsten Stimmungen bewegte Zeit . . . möge sie zugleich Zeugniß ablegen, daß ehrliche deutsche Herzen nichts wissen und nichts wissen wollen von Haß, Trennung und Bruderzwist, und daß hier ein Mann vom Oberrhein und ein Mann von der Oder in guter Kameradschaft zusammen gearbeitet haben an einem Werke deutscher Kunst.“ „Seiner großdeutschen Anschauungsweise,“ erzählt Werner weiter, „ist Scheffel übrigens consequent bis zum großen Jahre 1870/71 — und auch vielleicht noch darüber hinaus — treu geblieben. Im Sommer 1870 sollte in Karlsruhe die 16. Versammlung deutscher Architekten und Ingenieure stattfinden, und Scheffel hatte dazu einen „festgruß“ gedichtet, dessen Schlußvers lautet:

„Dem Bau der Zukunft“ — bis die Schranken fallen
 Leg Süd wie Nord vorplanend Ehre ein:
 Zwei Preisaufgaben stell' ich heut Euch Allen,
 Und wer sie löst, mag Baudirector sein:
 Architektur: des Deutschen Reichstags Hallen,
 Ingenieurs: die Brücken über'n Main!“

„Daß Fürst Bismarck dieser Baudirector sein sollte und sein würde, meinte Scheffel damals nicht. Just drei Monate nachher hatten wir die französische Kriegserklärung; aber als ich ihm von Kiel aus beim Empfang dieser folgenschweren Nachricht schrieb — wenn ich nicht irre, mit Hinweis auf seinen eben citirten Vers —: „Nun, wie denkt Ihr jetzt in Baden über den casus foederis?“ da antwortete er: „Lieber Freund, diesmal ist der Teufel über Nacht losgeworden und wird so bald nicht wieder heimgehauen werden Süd-deutschland muß auch mit in's Spiel: daß aber hier kein Enthusiasmus möglich ist, da der alte Kamerad fehlt, der so oft die Franzosen am Rhein klopfen half, erklärt sich.“ Und wenn er auch später“, fährt Werner fort, „seinen Frieden mit dem neuen deutschen Reich gemacht hat und seinem ruhmgekrönten und ehrwürdigen Kaiser und dem gewaltigen eisernen Kanzler Dank und bewundernde Verehrung darbrachte — es klang bei ihm immer ein Schmerzgefühl mit durch, daß es nicht „das ganze Deutschland“ sein konnte.“ Zwei Briefe, die er im Jahre 1870 an seinen Freund und Verleger A. Bonz in Stuttgart schrieb und welche später in Schorer's Familienblatt veröffentlicht wurden, erläutern diese Sätze in lebensvoller Weise. Der eine, im August geschrieben, hebt an: „In wenig Tagen werden die großen Ereignisse sprechen, die Gott der Herr dem Jahr 1870 vorbehalten hat. Mit unserer Weisheit war nicht gut geplant: die Festschrift der Architekten wird suspendirt, die darin beschriebene Kehler Brücke ist am 22. Juli in die Luft geflogen. — Wir sind auch hier in vollem Krieg . . . ein Tag Alarm, ein Tag Todtenstille. Gestern wurden französische Chasseursgefangene durchgebracht. Meine Diener und Hausgenossen stehen unter den Fahnen, ich bin allein mit Kind und lahmem Bruder, die Stephaniensstraße, Kriegsstraße mit Führern, Ordonanzen, Kavalleriedurchritt . . . in der stillen Hardtwaldallee stehen Vorposten und läuft ein Feldtelegraph.“

. . . „Meine Aufgaben sind zur Zeit: Verproviantirung von

Küche und Keller, Sorge um den Bruder, Muthzuspruch an die Frauen im Hause und eigene Sammlung, denn wir werden hier die Kanonen gehörig donnern hören. — Kriegslieder ziemen nur einem, der selber die Zündnadel trägt, mir wenigstens liegt nichts in der Stimmung." . . . „Die Cheurung ist im besten Fortschritt und die armen Rheinbauern verkaufen ihre Ferkel und jungen Gänse, was immer ein Barometer des öffentlichen Wohlstandes ist. Man denkt jetzt auch gründlich darüber nach, welchen Segen ein „herrlicher Krieg“ über die Menschheit bringt. — Mein Gemüth ist ruhig, da ich Schwereres auch schon ruhig erduldet habe. Sollte mir etwas zustoßen, so vergiß mich nicht und Sorge, wenn das Geschäft wieder aufblüht, für meinen Knaben Viktor, der mein Nachfolger ist. — Der alte Herrgott mag wissen, wozu alles gut ist.“ Und am 28. September schrieb er: „In der Nacht vom 24. bis 25. September fuhr ich an Straßburg vorüber, hier war der Himmel hell von Brand und Geschützblitzen, dort stand blutig roth ein Nordlicht. Heute, den 28., tönt hier Kanonendonner und feierliches Glockenläuten, die alte Festung hat in der Nacht von gestern auf heute kapitulirt. — Daß in solchen Zeitläuften die friedliche Schriftstellerei nicht vorwärts kommt, ist klar . . . Gottlob, daß sie wenigstens nicht annexirt oder zusammencivilisirt ist. Ich freue mich des guten, sonnigen Septembers und bin mit dem kleinen Hausstand wohl auf.“ . . . Und als um dieselbe Zeit etwa der Dr. Erismann aus Brestenberg mit seinem Sohn Oskar (jetzt Rechtsanwalt in Basel) bei ihm als Freund vorsprach, äußerte er gegen diese „ein unheimliches Bangen vor einem aus dem siegreichen Krieg herauswachsenden Militärkoloss, der für Gedeihen und Selbstständigkeit des deutschen Culturlebens verhängnißvoll werden“ könne. Mit dieser Ansicht, fügte er hinzu, stehe er im Kreise seiner Bekannten isolirt.

Doch als das deutsche Heer mit glänzender Entfaltung der deutschen Volkskraft, unter der trefflichen Führung seiner Feldherren, das feindselige Frankreich und seinen ehrgeizigen Herrscher Napoleon niedergeworfen hatte und aus dem blutigen Krieg als schönste Frucht die Einigung Deutschlands zu einem starken mächtigen Reich hervorging, da jubelte auch seine Seele freudig auf. Dies Resultat übertraf weit seine Erwartungen. Bereits am Schluß des zweiten Briefes an Bonz hatte er geschrieben: „für den Fall, daß Deutschland das Elsaß behält, möchte ich in irgend einer Weise mit der Feder des Historikers und Poeten an der Deutsch-Umstimmung der wiedergewonnenen welschen Brüder thätig sein. Wir dürfen alle Gott auf den Knien danken für die Geschehnisse dieses Sommers.“ . . . Und am 16. Februar 1871 schrieb er an Werner, der als Maler an den kriegerischen Ereignissen Theil nehmen dürfen: „Es freut mich, daß Du diese gewaltige und für Deutschland ehrenvolle Zeit so mitten im Centrum der Ereignisse mit erleben und studiren kannst . . . die beste und echteste Geschichtsmalerei ist die aus der Gegenwart; wenn ich 20 Jahre jünger wäre und keinen, aus der Dir glücklicherweise unbekanntem Reactionszeit der fünfziger Jahre stammenden Rost in der Seele angelegt hätte, so würde ich mit voller Energie mich ebenfalls diesen Geschichten und den neu angebahnten, hoffentlich schwungvollen Entfaltungen deutscher Kraft und deutschen Geistes widmen.“ Das Verhältniß, das sein Gemüth seit der Neugestaltung des Gesamtvaterlandes zu diesem eingenommen, ist in bezeichnender Form in dem kräftigen Denkspruch ausgeprägt, welchen er 1881 — es war just an seinem Geburtstag — für das Deutsche Selbstschriften-Album „Aus Sturm und Noth“ niederschrieb, das damals der Schorer'sche Verlag zum Besten der „Gesellschaft für Rettung Schiffbrüchiger“ herausgab:

„Stoß an: Ein Hoch dem deutschen Reich!
An Kühnheit reich, dem Adler gleich —

Mög's täglich neu sich stärken.
 Doch Gott behüt's vor Klassenhaß
 Und Rassenhaß und Massenhaß
 Und derlei Teufelswerken!"

Seinem Vorsatz, auch seinerseits zur inneren Wiedergewinnung des Elsaß als Schriftsteller beizutragen, suchte er bald nach Beendigung des Krieges nachzukommen, und zum Zwecke der Vorbereitung machte er wiederholt lange Wanderfahrten in's benachbarte Elsaß; aber die im Jahrgang 1872 von „Ueber Land und Meer“ enthaltenen „Skizzen aus dem Elsaß“, die sich speziell mit Rosheim, Lützelburg, Rathsamhausen, Girsbaden und dem Odilienberg beschäftigen, ließen im Ganzen die poetischen Vorzüge der früheren Reisebilder vermissen und erkennen, wie stark auch ein anderer Rost, der Rost der Gelehrsamkeit, in der Seele des Poeten angelegt hatte. In Bezug auf Sorgfalt der aufgewandten Studien und klare Darstellung ihrer Resultate verdienen sie dagegen hohes Lob. Ueberhaupt ist zu bedauern, daß Scheffel sich nicht, wie in ähnlichem Falle Uhland, nach dem Versiechen der Dichterkraft mit voller Entschiedenheit der germanistischen Forschung als Historiker zugewandt hat. In wie hohem Grade er mit dem nöthigen Rüstzeug bewaffnet war, hatte er schon als Bibliothekar in Donau-Eschingen und weiterhin bei seinen Forschungen für den Viola- und den Meister Konrad-Roman bewiesen; auch die jetzt mit einem jüngeren germanistischen Forscher Dr. Alfred Holder in Karlsruhe in Angriff genommene Ausgabe des „Waltharius nach der handschriftlichen Ueberlieferung mit deutscher Uebertragung und Erläuterungen“ ist ein glänzender Beweis seiner Befähigung, nach wissenschaftlicher Methode germanistische Forschungen durchzuführen und ihre Ergebnisse anschaulich darzustellen. Erneute Durchforschungen des elsässischen Wasgensteins bei Obersteinbach und der urkundlichen Papiere des Klosters Weisenburg, auf die ihn seine Wanderfahrten in's Elsaß

führten, mögen dem Dichter die direkte Veranlassung gegeben haben, den alten Plan einer wissenschaftlich erläuterten Separat-Ausgabe seiner Uebersetzung des Walthariliedes in Gemeinschaft mit Holder auszuführen. Die Vorrede und die vier ersten Kapitel der „Erläuterungen“ enthalten Stellen, welche an Anschaulichkeit der Schilderung und Darstellung mit solchen des Romans Ekkehard wetteifern und erweisen sich als das Produkt erschöpfender Forschungen auf dem hier beschrittenen Gebiete. Der „glückliche Hauch jugendlicher Frische“, der die in jungen Jahren entstandene Uebersetzung durchweht, durchdringt auch einzelne der gelehrten Ausführungen des Gealterten mit belebender Wirkung. So hat das Waltharilied, welches den jungen Uhland zuerst für das Studium und die poetische Wiedergeburt der altdeutschen Poesie begeisterte auch im geistigen Leben Scheffel's an dessen größter Dichterthat wie seiner ausgesprochensten Gelehrtenleistung den innigsten Antheil gehabt. Die Ausgabe — 180 Seiten stark — erschien 1874 in der J. B. Metzler'schen Buchhandlung zu Stuttgart.

Auch die übrigen kleinen poetischen Arbeiten, die er nach den Bergpsalmen noch hervorbrachte, haben trotz mancher Einzelschönheit nur wenig noch von den Eigenschaften, die Scheffel's Größe und Bedeutung ausmachen. Weder die „Mär vom Rodertruibchen“ noch die Illustrationsgedichte zu den Maraf'schen Zeichnungen „Waldeinsamkeit“, weder die scenischen Huldigungsdichtungen „Der Brautwillkomm auf Wartburg“ (1873), „Die Linde am Ettersberg“ (1878), der Prolog zur Jubiläumsfeier des 112. Regiments im Stadttheater zu Mühlhausen i. El. (1884) und der „Kaisergruß auf Mainau“, noch schließlich die vielen Festgedichte zu Universitäts-Jubiläen und ähnlichen Anlässen, um deren Abfassung Scheffel jetzt oft als der erklärte Lieblingsdichter der deutschen Studentenwelt ersucht wurde und die er stets gern übernahm, haben an sich literarhistorischen Werth. Sie sind nicht Offenbarungen jener mit elementarer Kraft aus dem Inneren hervorbrechenden Poesie

und entbehren im Allgemeinen die naive Frische der Empfindung, die kräftig-trogige Selbstständigkeit des Gedankens, die ungesucht malerische Anschaulichkeit der Schilderung und den heiter lächelnden Humor; und so markig und anschaulich Scheffels Sprache sich auch hier noch erweist, so warm und wahr so manche Stelle empfunden, so liebenswürdig und wacker so manche der hier geäußerten Betrachtungen sind, im Durchschnitt gehören diese Gelegenheitsdichtungen jener lehrhaften Rhetorik an, die in Formen der Poesie sagt, was sich ebensogut in Prosa sagen ließe, wobei ihnen freilich zum seltenen Vortheil gereicht, daß sie sich beinahe völlig frei von Phrase halten. Nur das „lyrische Festspiel“ zur Feier des 25jährigen Regierungsjubiläums des sächsischen Großherzogs, also desjenigen Fürsten, dem er sich seit Jahren dankbar verpflichtet fühlte, „Die Eide am Ettersberg“, erhebt sich merklich über dieses Niveau in den die Typen des Thüringer Volkslebens vorführenden Partien und die Zurechtweisung, mit welcher der Jenaische Student die Anspielung der Lehrerstochter auf Professor Häckel und die von diesem vertretene Darwin'sche Theorie erwidert, durchblitzt ein heiterer Strahl vom Humor wie vom Idealismus der früheren Tage:

„Mein freundlich Kind, Du hast nur halb gehört,
 Das Affenthum galt nur zu Olims Zeit.
 Vorwärts zur Schönheit! lehrt die neue Lehre.
 Und wenn wir jetzt im Wettkampf um das Dasein
 Zur Schöpfung Krone lieblich uns verfeinert,
 So können uns ja einst noch Schwingen wachsen,
 Und schon auf Erden wandeln wir als Engel
 Mit Flügeln, die empor zum Himmel tragen!“

Die milde freundliche Art, wie er hier die ideale Seite der Entwicklungstheorie beleuchtete, ist bezeichnend dafür, wie er auch in den Tagen der vollen Kraft den Idealen der Aufklärung diente. Ein mit reformatorischem Propheteneifer die Fackel der Wahrheit schwingender Geisteskämpfer ist er nie gewesen; — „mein Amt ist's nicht, Posaunenfeierlänge

erheischen andren Mund und andres Spiel“, hat er selbst sich darüber geäußert; aber eine freie hohe, durch eigene Geisteskämpfe erworbene Bildung durchdringt mit ihrem klärenden Licht die freundlichen Schöpfungen seiner Vollkraft. Sehr treffend kennzeichnet Karl Pröll in einem Aufsatz der Münchener „Neuesten Nachr.“ (1886, Nr. 38) dieses Verhältniß in folgendem Satze: „Diejenigen, welche Scheffel vorwerfen, daß er kein Herold von Zeitideen geworden, verkennen ganz die tiefe Wirkung, die er indirekt ausgeübt, und die Gesundung von den sittlichen Gebrechen der Reaction, welche er durch den frischen Hauch seiner Dichterfreiheit eingeleitet.“ Wohl war er nicht wie Uhland unter ähnlichen Bedingungen direkt mit geharnisctem Lied in's Feld gegen die Mächte des Rückschritts getreten; aber seinem poetischen Individualismus gereichten die Ideen des menschlichen wie des nationalen Fortschritts zur befruchtenden Lebensessenz. Sein Grundsatz wurde: erst müssen die Menschen wieder natürlicher, geistig-gesunder und freier werden, ehe die allgemeinen Verhältnisse sich in dieser Richtung bessern können. In seinem Kultus der Natur war ein sozialethischer Zug, der an Rousseau erinnert. Eine Wiedergeburt der modernen Menschheit durch die Rückkehr zur Natur und Natürlichkeit ist das Evangelium, dem seine plastisch gestaltende Kunst in ihrer Blüthezeit diente.

Am 16. Januar 1869 war Scheffels Vater gestorben. Von da an regte sich in ihm das Verlangen, sein altes Ideal eines abgelegenen Wohnsitzes in schöner Naturumgebung nunmehr mit sicherer Aussicht auf Dauer zu verwirklichen. Nur von Karlsruhe, als dem Wohnort seines kranken Bruders, durfte er nicht zu fern liegen. Zunächst nahm er, wie schon im Jahre vorher, seinen Sommeraufenthalt in Maulbronn. Eine Zeitlang trug er sich mit dem Plane, sich in Rippoldsau eine Villa zu errichten. Am Ende des Jahres 1871 konnte er an Werner schreiben: „Das Gescheidteste, was ich dieses Jahr unternommen, war, daß ich nach Deiner Hochzeit an den Bodensee ausgeflogen,

mir bei Radolfzell ein Stück Gartenland, welches bis an den See reicht, erworben habe. Auf dieses ein bescheidenes Wohnhaus zu bauen und später idyllisch einzurichten, wird mehr und mehr mein Wunsch, da ich vollkommen karlsruhmüde bin.“ Und um Pfingsten 1873 schreibt er mit dem Datum „Seehalde bei Radolfzell“, daß er ein Landhaus am Bodensee bewohne, „wo Gottes Sonne frei und licht über die blaue Fluth in alle Fenster hineinleuchtet und das Menschenherz den Druck der Städte vergift.“ Ein intimeres Stimmungsbild dieser Uebergangszeit giebt ein Brief an den Großherzog von Weimar vom 6. Januar 1872 aus Karlsruhe: „Was meine Lage am Beginn dieses Jahres 1872 betrifft“, heißt es darin, „so gestatte ich mir nur wenig Andeutungen. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen! Nach dem Tode meines Vaters im Jahre 1869 sind die Sorgen und Mühen des Lebens reichlich an mich herangetreten. Es ist eine Ehrensache für mich, als einziger naher Verwandter, die Vormundschaft und Pflege meines von Jugend an gelähmten Bruders zu führen. — Selbstverständlich kehren auch die Mäusen bei einem Mann, der um Markt- und Holzpreise Sorge zu tragen hat, nicht mehr viel ein. Seit drei Jahren ruht meine Dichtung und die Feder revidirt Rechnungen. Alles Schlimme trägt aber einen Keim des Guten in sich, und wie ich lächle, wenn im Garten die Rosen erfrieren und der Kohl gedeiht, so muthet es mich seltsam an, daß bei dieser poesielosen Wirthschaft die Verhältnisse vorwärts gehen und mir im vorigen Jahr gestattet haben, ein kleines Grundstück am Bodensee zu erwerben, auf dem ich — zu stillem Studiren und Schaffen — ein bescheiden Landhäuslein zu bauen gedenke. Da die Tage sich folgen, aber nicht gleichen, hoffe ich dort in Ruhe und Weltabgeschiedenheit mich von den schweren Eindrücken dieser letzten drei Jahre zu leichtem Spiel dichterischer Gedanken zu erholen. In die große Welt tauche ich nicht mehr.“ . . . „Ich

werde abgerufen, um dem Kind nochmals, bevor er geplündert wird, den Weihnachtsbaum anzuzünden."

Seit dieser Ansiedelung in Radolfszell hat Scheffel die größere Hälfte des Jahres über auf seiner Seehalde gehaust, wie Werner sagt, einer schmucken modernen Villa, lieblich, wenn auch schattenlos in einem Rebgarten am Untersee gelegen, mit prächtigem Blick nach allen Seiten, nach Osten und Süden auf Constanz und die Insel Reichenau, nach Westen auf den Hohentwiel und die andern Berge des Hegaus. 1876 kaufte er sich die 20 Minuten davon gelegene Mettnau dazu, auf welcher er sich nach dem Entwurfe C. v. Großheim's einen stattlichen Thurm mit holzgetäfelten Zimmern an das vorhandene alte schlichte Wohnhaus bauen ließ. „Obgleich er noch voller dichterischer Entwürfe und Pläne war und mir häufig eingehende Mittheilung davon machte, über Irene von Spilimberg, Tavernae Rhenanae, die dürren Fridinger und ihre Brautschau in Kaufbeuren, Graf Eberhard von Württemberg und die „Martinsvögel“, seine Montblanc-Fahrt u. s. w., so hat er meines Wissens doch nichts mehr davon zur Herausgabe fertig gestellt. Seine ganze Zeit und Sorge war jetzt zunächst der Erziehung seines Sohnes Victor gewidmet, mit welchem er das Hegau durchstreifte, im Röhricht des Untersees der Wildente auslauerte und ihm Herz und Sinn für Gottes schöne Natur erschloß; jeder seiner damaligen Briefe an mich enthält einen Satz voll innigster Liebe zu seinem Sohn, und Glück und Freude über dessen Gedeihen oder schmerzlichster Sorge bei gelegentlichen Krankheitsanfällen des Kindes. Neben Freude und Behagen am Landleben hat es an bösem Neger indeß auch nicht gefehlt, und wenn die Reichenauer Fischer bei Hochwasser auf seinen Grund und Boden zum Fischen gefahren sind, dann sind Zorn und Galle oft bedenklich Meister geworden über den sonst grundgutmüthigen Dichter, und mit unfruchtbaren Prozessen hat er viel schöne Zeit verloren. Außer einigen Gelegenheitsgedichten

hat er in dieser ganzen Zeit bis zu seinem Tode nur noch die „Waldeinsamkeit“ veröffentlicht, eine Reihe beschreibender Dichtungen zu landschaftlichen Zeichnungen von J. Marak, welche Ed. Willmann in Kupfer gestochen hatte.“

Scheffel selber hat in Stunden ruhiger Selbstprüfung seine Dichterlaufbahn damals als abgeschlossen betrachtet. Die erwähnten poetischen Gelegenheitsgaben, mit denen er noch hier und da volksthümliche Festversammlungen ebenso bereitwillig wie besondere Festtage der ihm befreundeten Fürsten erfreute, erflossen aus Stimmungen der Dankbarkeit und Theilnahme, nicht aus elementaren Antrieben wie früher; er kommandirte dann die Poesie, weil ihn selber sein Herz dazu kommandirte. Von literarhistorischer Bedeutung ist, daß er in der Theorie sich in diesen Jahren wiederholt zu dem Standpunkt bekannte, der dem Dichter die Gegenwart als das natürlichste und fruchtbarste Stoffgebiet für sein Schaffen anweist, und den Bezug auf Leben und Gegenwart noch schärfer denn früher als Voraussetzung des poetischen Schaffens betonte. Wir haben bereits ein solches Bekenntniß aus einem seiner Briefe an Werner mitgetheilt; auch gegen Ludwig Eichrodt hat er, wie mir dieser erzählte, wiederholt und entschieden sich zu dieser Ansicht in der Zeit, von der wir hier handeln, bekannt. Von seinen stümpernden Nachahmern war er schon aus diesem Grunde wenig erbaut. Dagegen erfreute er sich z. B. andererseits neidlos an Freytag's Ahnen, wie aus einem seiner Briefe an den Großherzog von Weimar hervorgeht. Seinen alten Plänen hing er nur noch in Gedanken, aber nicht mehr mit der Feder in der Hand nach. Seine Lebensführung war die eines Gutsherrn und als solcher wollte er nunmehr auch in seinen privaten Beziehungen betrachtet sein. Ich bin ein Landmann geworden, sagte er zu einem ihn besuchenden Verehrer, und habe keinen andern Ehrzeiz, als den: ein freier Mann auf freiem Grund zu sein. Und als solcher, nicht mehr durch den Gedanken an daraus sich

ergeben fönnende Folgen gehenmt, nahm er die Ehrenbezeigungen ruhig an, die — ohne sein Zuthun — ihm jezt von den verschiedensten Seiten, aus der Sphäre des Volks wie der Fürsten dargebracht wurden. Seitdem es durch die Herausgabe des „Gaudeamus“ in der studentischen Welt bekannt geworden, daß der Autor der schon längst zu den beliebtesten zählenden Kneiplieder ein und derselbe sei mit dem Dichter des „Ekkehard“ und des „Trompeters von Säckingen“ war seine Popularität eine außerordentliche geworden. Dazu kam, daß das nach dem großen Krieg gegen Frankreich so bedeutend gesteigerte Nationalbewußtsein von Scheffel's Dichtungen wie von denen keines anderen Dichters der Zeit sich angemuthet fühlte. Die Verbreitung seiner Werke nahm jezt einen rapiden Aufschwung. Es begann die Zeit, wo das Schreiben von erbetenen Autogrammen einen guten Theil seiner dem Schreibtisch gewidmeten Muße in Anspruch nahm. Der 50. Geburtstag Scheffel's, am 16. Februar 1876, brachte diese Popularität des Dichters zu glänzendster Entfaltung: Hoch und Niedrig, Alt und Jung aus den verschiedensten Kreisen der Nation wetteiferte miteinander, dem verehrten Dichter Zeichen der Liebe und Dankbarkeit zu spenden. Namentlich auch Deutsch-Oesterreich beging das Fest mit allgemeiner Begeisterung. Alfred Klar in Prag hob damals in einer größeren Schrift über den Dichter die inneren Beziehungen des Poeten zur alten Ostmark des früheren deutschen Reichs hervor. Scheffel nahm mit gleicher Genugthuung die Grüße aus Wien, Graz und Prag, wie die Ehrenmitgliedschaft so mancher Studentenverbindung, so manches bürgerlichen geselligen Vereins, die Ehrenbürgerschaft der Städte, deren Ruhm seine Poesie verklärt hatte, wie die ihm zugeordneten Orden und das Diplom an, mit welchem ihn sein Landesherr, Großherzog Friedrich von Baden, in den erblichen Adelsstand erhob. Auch Fürst Bismarck, dem Werner ein Exemplar des von ihm illustrierten „Gaudeamus“ gelegentlich überreicht und

dem der darin entfaltete Humor sehr behagt hatte, war unter den Gratulanten mit einem Glückwunsch vertreten, welchen Scheffel mit dem bekannten Gegengruß erwiderte, daß ein gutes Blatt Geschichte mehr werth sei als tausend Blätter Gedichte. Dem Dichter that es wohl in seiner ländlichen Zurückgezogenheit, solche Beweise schöner Wirkung seines poetischen Schaffens zu empfangen. Er, der abgelöst von der großen Welt und ihren Kämpfen lebte, sah darin einen erhebenden Beweis der Einigkeit im Vaterland gegenüber den Anschauungen, die er standhaft als Poet in den Zeiten der Reaktion der fünfziger Jahre vertreten. Ueber die Erhebung in den Adelsstand war er, der seine Meinung über solche Auszeichnung 23 Jahre vorher in den Worten ausgesprochen:

„Wen die Kunst geadelt, dem ist
Solcher Schmuck unnützes Beiwerk“,

wie Professor Karl Bartsch erzählt, um seines Sohnes willen erfreut, der schon als Knabe die Neigung bezeugte, die militärische Laufbahn einzuschlagen, was er denn später — dem Vorbild seines Großvaters folgend — auch that. Daß die Annahme dieser Auszeichnungen den Charakter einer öffentlichen Stimmgabe in politischen Prinzipienfragen habe, aus welchem Grunde s. Z. der greise Uhland den ihm durch Humboldt's Vermittelung angebotenen preussischen Orden pour le mérite ausgeschlagen, lag seiner jetzigen Denkweise fern. In seiner behaglichen Radolfszeller Zurückgezogenheit und unter dem Eindruck der vielfältigen Besserung in den Zuständen Badens gab er sich jetzt gern einem politischen Optimismus hin, der zu seinem früheren Pessimismus in scharfem Gegensatz stand. Auch jetzt waren seine politischen Anschauungen abhängig von seiner subjektiven Stimmung. Seine liberalen Grundsätze gab er dabei jedoch keineswegs auf, wie gar manche überlieferte Aeußerung aus späterer Zeit beweist. Daß Ferdinand Freiligrath es war, der aus dem Kreise der deutschen Dichter ihm an demselben Tage den Lorber bot, machte ihm

besondere Freude. Der alte Sänger der Freiheit aus Westfalenland war nach seiner Rückkehr aus dem Londoner Exil und seiner Ansiedelung in Cannstadt dem ihm tief sympathischen Dichter des „Gaudeamus“ — namentlich durch Vermittelung eines gemeinsamen Freundes, des Oberamtsrichters Ganzhorn in Neckarsulm — näher getreten und auf dem Krankenbett, das sein Todtenbett werden sollte, dichtete Freiligrath das warm empfundene Lied „Hebel und Scheffel“ als Beitrag zu des Letzteren Ehrentag:

„Die poetischen Dioskuren
für immer werden sie sein
Der Wälder, der Berge, der Fluren
Des Landes oben am Rhein.

„Ablösung!“ hat es geklungen
Als Hebel stieg in's Grab;
Da kam sofort gesprungen
In die Welt ein lachender Knab.

.

Er ward von Apollos Gnaden
Ein Fürst von Hohentwiel,
Und heut bekränzt ihm Baden
Sein herrlich Saitenspiel.

Und wo Studenten wandern,
Sei's Rhein, sei's Donaustrand,
Da schüttert von Salamandern
Zu Ehren ihm das Land.“ . . .

Scheffel aber schrieb in seiner Antwort an den Freund: „Lieber Meister Freiligrath! Herzlichen Dank für liebevolles Angedenken und das Geburtstagslied. Wo der Kopf noch so hell und der Liedermund noch so frisch klingend, da wird's hoffentlich mit dem Zittern der Hand nicht viel bedeuten. Ich bin abgehetzt und todmüd von all' den Glückwünschen, Festen und Ehren; wäre die Fülle dieser Tage homöopathisch über

das ganze Leben vertheilt gewesen, so hätte sie anregend gewirkt."

Wohl klingt eine Klage durch diese Worte des Dankes: Zu spät! . . . „Ach wär' ich ein solcher wie damals" — diese Sehnsuchtsklage des Laertes trat ihm jetzt auf die Lippen, wenn er — wie er es gar oft that — die geliebten Reviere seiner alemannischen Heimat durchstreifte, wenn er beim Besteigen des Hohentwiel, beim Beschreiten der holzvertäfelten Rheinbrücke bei Säckingen jener Tage gedachte, da er die Dichtungen, die ihm jetzt so viel Ruhm und Ehre eintrugen, voll frischer Jugendkraft geschaffen hatte. Ach, wär' ich ein solcher wie damals! — es war das Thema, was seine Gespräche mit Wehmuth durchhauchte, wenn jugendfrohe Studentenschaaren in seine Einsamkeit gewallfahrtet kamen, um den Sänger des „Gaudeamus" von Angesicht zu Angesicht zu schauen; wenn er die Thüringer Thäler mit seinem alten Herzensfreund Schwanitz, mit dem er in Ilmenau während der letzten Lebenszeit wiederholt schöne Sommertage verbracht hat, durchwanderte; als er hinter dem Sarg des Bürgermeisters Leo zu Säckingen ein Leidtragender herschritt; als er dem Pfarrer Schmezer das letzte Zeichen der Freundschaft auf's Grab weihte. Bei sich zu Hause gab er sich im Freundeskreis einfach, aber auch behäbig und selbstbewußt. „In vielen Stücken erinnert mich Scheffel an meinen herrlichen Freund Otto Ludwig", schrieb Auerbach nach einem Zusammensein mit ihm in Gernsbach; „dieselbe mächtige Erscheinung, dieselbe gedrungene Kernhaftigkeit in jedem Wort, Sprödigkeit und Weichheit des Wesens zugleich, und auch die Bewußtheit in dichterischem Schaffen." „Die Gestalt fest gebaut, derb, wie für den Harnisch gebildet, und dabei doch wieder geschmeidig und mild im Wesen und Ausdruck, wie ein Einsiedler gewordener Bischof, als welcher er seine Bergpsalmen dichtete." Doch war die ihn damals beherrschende Menschenscheu von ihm gewichen. Sein Haus war das gastlichste, seine Weise, sobald er nicht leidend war, die

geselligste, seitdem er nicht mehr von den großen Aufgaben des Dichters erfüllt war. Auerbach und viele andere, die ihn in Radolfzell oder in Karlsruhe besuchten, schildern seine Gastlichkeit als eine homerische, sein Hauswesen als sehr behaglich; „es ist eben das eines reichen altangesehnen Mammes“, schrieb der erstere an seinen Vetter Jakob in Frankfurt a. M. (vgl. „Berthold Auerbach's Briefe 2c.“ Frankfurt a. M. 1884). In der Zernin'schen Erinnerungsschrift finden sich über die Lebensgewohnheiten und das gastliche Hauswesen des Radolfzeller Gutsherrn sehr eingehende, bisweilen freilich recht unbedeutende Mittheilungen zusammengestellt. Zu seinem intimeren Umgang zählten von den Karlsruher Freunden bis an sein Ende die Brüder Klose, Zolldirektor Lepique, Baurath Durm, die Maler A. Vischer, Herter und Gleichauf, der junge Dichter Vierordt und die Familie des pens. Ministers von Freydorf, dessen Gattin Alberta es vergönnt war, den letzten Lebensjahren des Dichters den Segen wohlthuernder Frauenfreundschaft zu gewähren. Mit seinem Freunde Schwanitz in Ilmenau, dem zu Liebe er eins seiner letzten Lieder, das der „Gemeinde Gabelbach“ gewidmete, dichtete, mit Anton von Werner, den er noch ein Jahr vor seinem Tod bei bereits sehr angegriffenem Gesundheitszustand in Berlin besuchte, wohin er seinen Sohn begleitete, der damals in das zweite preussische Ulanenregiment eintrat, mit der Familie Bally in Säckingen und manch anderem der noch am Leben befindlichen Genossen besserer Tage blieb er bis zu seinem Ende in herzlichem Verkehr. Daß in Kissingen, dessen Quellen er gegen seine zunehmenden Leiden wiederholt aufsuchte, ein alter Jugendfreund aus der Studentenzeit, Geheimrath Dieruf, sein Arzt sein konnte, empfand er gleichfalls als eine besondere Wohlthat. Seiner Pflichten gegen den leidenden Bruder blieb er mit großer Sorgfalt immer eingedenk, bis derselbe am 10. Oktober 1879 im Karlsruher Pfründnerhaus starb.

Wir sind am Schluß unserer Darstellung angelangt. Es ließe sich zwar noch viel berichten von kleinen Zügen, welche

beweisen, wie sehr einerseits mit zunehmender Angegriffenheit der Gesundheit, besonders seiner Sehkraft die schrofferen Seiten seines Wesens, im besondern seine Reizbarkeit und Streitbarkeit im Alter hervortraten und sich namentlich in einer ganzen Reihe hartnäckig geführter Prozesse — nicht nur gegen die Fischer der Insel Reichenau Luft machten, und andererseits, wie ihm doch auch wiederum bis zur letzten Erkrankung sein guter Humor und seine Freude an der Natur und dem Durchwandern derselben treu geblieben sind. Doch diese Andeutungen genügen im Allgemeinen für den Zweck unserer Darstellung des Zusammenhangs zwischen Leben und Dichten in der Laufbahn eines der lebenswürdigsten Dichter nicht bloß unserer, sondern der Weltliteratur.

Nur der Konflikte, in die er mit einer Reihe deutscher Schriftsteller in Folge seiner Huldigungsgedichte und seiner Nobilitirung gerieth, muß hier etwas eingehender gedacht werden. Der Vorwurf, der gegen ihn erhoben wurde, daß er aus einem volksthümlichen bürgerlichen Dichter zu einem fürstenschmeichler entartet sei, traf ihn unverdient. Es hat vielleicht kein Dichter, dem Aufmerksamkeiten und Auszeichnungen von fürstlicher Seite zu Theil wurden, so viel unabhängigen Sinn und Charakter den Spendern gegenüber bewiesen, als gerade Scheffel; dies hat unsere Darstellung gezeigt. Aber den Schein hatte er doch bis zu einem gewissen Grade gegen sich, als die Dichtungen, welche ihm die persönliche Dankbarkeit und Verehrung gegen einzelne Fürsten, die ihm ihre Theilnahme und Freundschaft widmeten, eingegeben, von ihm durch ihre Veröffentlichung des privaten Charakters entkleidet wurden, während volksthümliche Gaben seiner Muse, denen die Nation erwartungsvoll entgegenseh, dagegen ausblieben. Auch daß er sich nach der Nobilitirung Viktor von Scheffel nannte und seinen alten guten Vor- und Rufnamen Joseph fernerhin der Oeffentlichkeit gegenüber aufgab, mußte, da man seine Gründe nicht kannte, befremden und übler Deutung ihn aussetzen.

Uns selbst sind die Gründe auch heute noch unbekannt; doch hat die Vermuthung viel für sich, daß seine Gewohnheit, sich — zur Unterscheidung von seiner ja auch literarisch thätigen Mutter Josephine — Joseph Viktor zu schreiben, im Publikum vielfach zu dem Glauben geführt hatte, daß sein Rufname Viktor sei und in Folge dieses Irrthums auch sein Adelsdiplom auf diesen Vornamen ausgestellt wurde und er sich, um Weiterungen zu vermeiden, damit zurecht fand. Als seinen Namenstag feierte er aber bis an's Ende den Josephstag und der Dichter, der den „Trompeter von Säckingen“ und den „Ekkehard“ schuf, hieß Joseph Scheffel, nannte sich selbst mit Vorliebe den „Meister Josephus“.

Der Erfolg, den er als solcher errungen, hat ihn noch bei Lebzeiten zu einer Volksthümlichkeit verholfen, wie sie keinem anderen deutschen Dichter zu erleben vergönnt war. Einzelne seiner Lieder wurden sogar — und zwar ohne Zuthun von Componisten — derart Volkseigenthum, daß sich an ihnen der sonst nur an eigentlichen Volksliedern nachweisbare Prozeß vollzog, wonach das Volk sie unbekümmert um den Dichter nach den eigenen Instinkten umändert. So ging es z. B. dem Lied „Als die Römer frech geworden“ wiederholt. Scheffel schrieb darüber an den Rückertbiographen Conrad Beyer (vgl. dessen „Deutsche Poetik“): „Das Lied von der „Teutoburger Schlacht“, ursprünglich ein lustig Studentenlied aus der Zeit, da weder die Vollendung des Denkmals noch die der deutschen Einheit sehr wahrscheinlich erschien, wurde 1875 zur Einweihung des Hermannsstandbildes am 16. August neu aufstaffirt, umredigirt und mit einer volksthümlichen Melodie versehen. Es wurde auch — eigentlich wieder die eigentliche Stimmung bei seiner Abfassung — das Festlied jenes Tages und als fliegendes Blatt mit Illustrationen und Noten vielfach verbreitet. . . . Daß viele Textänderungen vorgenommen wurden, entspricht der veränderten Sache; von wem dieselben herrühren, ist mir nicht erinnerlich“ . . .

Karl Emil Franzos hat kurze Zeit nach dem Tode des Dichters auf Grund von direkten Erhebungen in der Verlags-handlung von Bonz u. Co. in der „Wiener Illustrierten Zeitung“ einige tatsächliche Angaben statistischer Art über die Verbreitung der Werke unsres Dichters zusammengestellt.

„Von seinen Hauptwerken hat bis zu seinem Tod der „Ekkehard“ in etwa 90, das „Gaudeamus“ in etwa 50, der „Trompeter von Säckingen“ in etwa 140 Ausgaben und Auflagen Verbreitung gefunden. Nach einer Schätzung, für welche verlässliche Details vorlagen, giebt dies zusammen etwa 400,000 Exemplare. Von seinen übrigen Werken („Frau Adventiure“, „Bergpsalmen“, „Hugideo“, „Juniperus“, „Waldeinsamkeit“) sind zusammen 35 Auflagen erschienen, was rund weitere 100,000 Exemplare macht. Nicht berücksichtigt sind hierbei die in Amerika, Holland und Rußland hergestellten Nachdrucke, welche den rechtmäßigen Ausgaben nicht bloß das Ausland versperreten, sondern auch vielfach nach Deutschland und Oesterreich eingeschmuggelt wurden. Es vertheilen sich demnach jene 500,000 Exemplare auf rund 30 Millionen Deutsche, oder im Durchschnitt: auf je 100 Köpfe entfällt ein Band Scheffel. Das ist an sich imponirend, wenn man erwägt, wie viele Millionen Armer, Roher und Beladener hier von vornherein abzurechnen sind. „Legt man vollends“, sagt Franzos, „an jene halbe Million Exemplare den deutschen Maßstab an, so wächst die imponirende Erscheinung zum Phänomen. Das „Volk der Dichter und Denker“, wie uns Bulwer genannt, kauft bekanntlich weniger Bücher, als alle übrigen Culturnationen, und kaum giebt es eine andere Erklärung für diesen schneidenden Widerspruch, als das bittere Wortwort des würdigen Hiddigeigei, wonach sich „heute Jeder seinen Hausbedarf an Liedern selber schafft“. Wer da weiß, daß für einen deutschen Roman ein Absatz von 3000 Exemplaren bereits ein gewaltiger, von 5000 Exemplaren ein sensationeller Erfolg ist, wird die 150,000 Exemplare, die das

deutsche Volk vom „Effehard“ gekauft, recht anzuschlagen wissen und vollends ist — nur Schillers Gedichte und Goethe's „Faust“ ausgenommen — noch nie eine Dichtung in gebundener Sprache von den Deutschen in 200,000 Exemplaren gekauft worden, wie dies beim „Trompeter“ der Fall war. In der Schloßstraße zu Stuttgart, in der Buchdruckerei der Verlagshandlung Adolf Bonz u. Comp. steht eine Schnellpresse von recht stattlichen Dimensionen, auf welcher von der Begründung des Geschäftes bis heute kein anderer Autor als Scheffel gedruckt worden ist, ohne daß sie je einen Tag gerastet hätte. Sie ist ein Unicum, diese „Scheffel-Presse“ — wahrscheinlich nicht bloß in Deutschland. Welche ungeheure Macht eines Dichtergeistes, welche weite, breite Wirkung auf das Volksgemüth stellt uns diese Zahl vor Augen — und wenn Einer mit Engelszungen redete, er könnte uns den Einfluß Scheffels und die Liebe seiner Nation für seine Werke nicht gewaltiger verkünden, als diese trockene Ziffer!

Am 9. April 1886, Abends 7 Uhr, ist Scheffel in Karlsruhe nach langem schweren Leiden gestorben — wenige Monate vor dem fünfhundertjährigen Jubiläum der Universität Heidelberg, in deren Revier er zum Dichter gereift war, deren Schönheit und Ruhm kein Anderer so wie er besungen hatte und die ihn nun zu ihrem hohen Ehrentag als erlauchtesten Ehrengast erwartete. Das Haupt-Festlied zur Feier zu dichten hatte er übernommen und um sich aufzufrischen für die Aufgabe siedelte er, obgleich krank, im Herbst 1885 nach Heidelberg über, wo er die Parterrezimmer links vom Eingang im Neckarhotel bezog und am 16. Februar die 60. Wiederkehr seines Geburtstags in todkrankem Zustand erlebte, so daß er kaum im Stande war, sich der ihm zu Ehren veranstalteten Beleuchtung der Schloßruine zu erfreuen. Zu leidend, um Ansprachen halten zu können, ließ Scheffel das Hotel illuminiren, um der Stadt seine Dankbarkeit zu bezeigen, die ihn zum Ehrenbürger ernannt hatte. Schon zwei Jahre vorher hatte er an den Redakteur der „Akademischen

Monatshefte", W. Rauch, auf eine Bitte um Beiträge geantwortet: „Alles hat seine Zeit“, sagt der Psalmist . . . und wenn mir 1886 ein Lied zum Heidelberger Jubiläum gelingt, so wird es mein Schwanenlied sein . . .“ Es ist sein Schwanenlied geworden, aber den feierlichen Moment, da es in der Festhalle am Neckar von tausenden junger und alter Studenten begeistert gesungen wurde, hat er nicht mehr erlebt. Das Lied mit seinem klingenden Schluß: „Ein brausend Hoch sei Dir gebracht — Alttheidelberg du Feine“ — wurde zu einem Requiem auf den verstorbenen, aber unsterblichen Dichter. Sein Leiden war zuletzt Herzwassersucht und Arteriosklerose; als sein Jugendfreund Professor Kufmaul aus Straßburg an sein Krankenbett kam, konnte er nur der Ansicht der Heidelberger Kollegen Professor Erb und Dr. Fehr, daß der Kranke dem Tod verfallen sei, schweren Herzens beistimmen.

Aber nicht in Heidelberg, der schönen Neckarstadt, die er die Vaterstadt seiner Poesie nannte, sondern in Karlsruhe schloß der lebensmüde Dichter die Augen, mit denen er so schönheitsdurstig in die Welt geschaut hatte. Von unwiderstehlicher Sehnsucht nach dem eigenen Heim ergriffen, kehrte er, von Dr. Fehr und seinem getreuen Freund Karl Klose geleitet, am 2. April nach der oft geflohenen und oft geschmähten und doch im Grund des Herzens innig geliebten Vaterstadt zurück, wo acht Tage darauf ein sanfter Tod ihn von seinem schweren und schmerzvollen Leiden erlöste. Er schied trotz all seiner Schmerzen nur ungern vom Leben; „jetzt nur noch ein paar Jährle, nur noch eins“ hatte er am Tage vorher zu dem getreuen Klose in einer schmerzlosen Stunde gesagt. An seinem Todtenbett trauerte die zur Versöhnung mit ihm herbeigeeilte, von ihm längst herbeigesehnte Gattin und sein Sohn Victor. Aber die Trauer theilte seine ganze Nation. Nur wenigen, vielleicht Niemandem, waren die näheren Umstände seines Lebens, wie es uns hier sie klarzulegen vergönnt war, bekannt; keine einzelne Partei hatte ein Recht, ihm im

besonderen als einen der Ihren zu feiern; aber von allen gebildeten Deutschen ward es empfunden, daß hier ein echter Dichter dahingegangen war, ein Dichter, dessen Wesen wie seine Dichtung durch Wahrheit, Schönheit und inneren Adel oder heitern Humor in seltener Weise ausgezeichnet ist. Was die Brüder Grimm und ihre Forschungsgenossen auf dem Gebiete der Wissenschaft geleistet, hat er als Poet fortgesetzt. Er hat der Poesie des Deutschthums vergangener Zeiten, nachdem sie von jenen Pioniren zuerst an's Licht gefördert worden, zu einer lebendigen Wiedergeburt verholfen, die dem Geist und Geschmack seiner eigenen Zeit und seiner eigenen urwüchsigen alemannischen Art, seinem auf Anschaulichkeit dringenden realistischen Künstlersinn, seiner elementaren Liebe zur Natur und Natürlichkeit und der eigenthümlichen Veranlagung seines Gemüths entsprach, in welchem die entgegengesetzten Triebe des Frohsinns und der Melancholie abwechselnd seine Laufbahn als Dichter beeinflussten und im Widerstreit mit einander einerseits die Tragik seines Schicksals, andererseits aber den Humor seiner Poesie erzeugten.





86

Schu

Joh. Bergmann

